

VERONA. Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 16. August 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Stilles Martyrium.

Die Geschichte eines Mädchens. Von Emil Marriot.

Schluss aus Nr. 30, S. 359.

Nachdruck verboten.

Die Kleine hielt Wort und schickte mir ihre litterarischen Versuche. Nun, über diese noch unreifen Sachen ließ sich ein abschließendes Urteil unmöglich fällen. Zwischen einige an sich ganz hübsche Gedanken und Empfindungen drängte sich, störend und hemmend, ein Wust von Reflexionen, die nicht zur Sache gehörten. Von einer Ausgestaltung der Handlung und Charaktere war noch nicht die Rede. Das junge Mädchen hatte sich eben alles von der Seele schreiben wollen und hingeschrieben, was ihr grade durch das unruhige Köpfchen gegangen war, ohne die leiseste Rücksicht darauf zu nehmen, ob Einleitung, Entwicklung und Abschluß zu einander stimmten oder nicht. Die Spuren eines eigenartigen Talentes konnte ich beim besten Willen in diesen Versuchen nicht entdecken.

Das schrieb ich ihr denn auch, fügte jedoch hinzu, daß sie ja noch viel zu jung sei, um den Mut sinken lassen zu dürfen. Sie möge fortfahren zu schreiben. Vielleicht würde mit der Zeit etwas dabei herauskommen.

Ihre Antwort, die umgehend eintraf, war sehr vernünftig. Ohne jede Empfindlichkeit gab sie mir in allem recht und gestand unumwunden ein, daß sie sich zur Schriftstellerei nicht berufen fühle, daß Phantasie und Gestaltungskraft ihr fehlten und daß sie es mit dem Schreiben nur versucht hätte, um ihrem Geiste irgend eine Beschäftigung zu geben. Sie habe nun begründete Aussicht, ihre Eltern nachgeben zu sehen, und glaube, daß diese ihr gestatten würden, sich für einen bestimmten Beruf auszubilden. Sie wolle Lehrerin werden, habe auch Hoffnung, nach Frankreich und England zu kommen, wodurch sich ihr die Gelegenheit bieten würde, die französische und englische Sprache gründlich zu erlernen. Darüber sei sie ganz glücklich. Sie danke mir für die ihr bewiesene Teilnahme und werde, wenn ich es erlaubte, mich auch fernerhin von ihrem Leben und dessen Schicksalen unterrichten. Sie finde das Leben nun schön und sehe der Zukunft voll Hoffnung entgegen.

„Nun, Gottlob!“ dachte ich, als ich diesen Brief gelesen hatte.

Damit war unsre Korrespondenz wieder zu Ende, und ich hörte lange nichts von dem jungen Mädchen — hörte zwölf lange Jahre nichts von ihr.

An einem trüben und grauen Novembertage wurde mir eine Visitenkarte ins Zimmer gebracht: die Dame lasse fragen, ob ich sie empfangen wolle.

„Edwig Meyer“ stand auf dem Kärtchen. Ich sann nach, erinnerte mich schließlich und sagte dem Mädchen, daß ich das Fräulein bitten lasse, einzutreten.

Gleich darauf trat sie in meine Stube: ein blaßes, hageres Geschöpf mit einem schmalen, verblühten Gesicht und von so müder Haltung, wie ich sie nur bei Kranken beobachtet habe. Ich begrüßte sie und schob ihr fogleich einen Stuhl hin — mir war, als müßte das Stehen anstrengend für sie sein.

Sie dankte mir, setzte sich und erklärte mir den Grund ihres Kommens. Sie wollte sich über jemanden erkundigen, von dem sie wußte, daß er mir bekannt war. Ich gab

ihr die gewünschte Auskunft, die sie schweigend mit anhörte, worauf sie mir noch einmal dankte und sich erheben wollte.

„Sie wollen mich doch nicht schon wieder verlassen?“ fragte ich, sie zurückhaltend. „Vorerst müssen Sie mir erzählen, was Sie während dieser langen Zeit getrieben haben und wie es Ihnen ergangen ist.“

Sie nahm ihren Platz wieder ein, sprach jedoch nichts. Ihre Augen hatten ihren Ausdruck verändert, von der alten, verzehrenden Unruhe war keine Spur zurückgeblieben. Sie blickten gleichgiltig und unfroh und vermieden es, einem fremden Auge zu begegnen. Gewöhnlich schaute das Mäd-

chen träumerisch in die Luft. Man hatte immer die Empfindung, sie höre nicht, was man zu ihr sagte.

„Nun, was ist aus Ihren Reise- und Zukunftsplänen geworden?“ hob ich nach einer kurzen Pause wieder an. „Sie haben mir damals, vor zwölf oder dreizehn Jahren, einen so hoffnungsvollen Brief geschrieben —“

„Ja, damals,“ unterbrach sie mich und senkte ein wenig das Gesicht. „Aber das ist lange her und — längst vorbei. Es ist,“ setzte sie wie mit Anstrengung hinzu, „alles anders gekommen, ganz anders. Ich sollte nach Paris, sollte da im Hause einer Dame wohnen, die mit meiner Freundin Martha, deren Sie sich vielleicht entsinnen, befreundet ist.

Alles war geordnet und beschlossen, sogar die Zeit meiner Abreise schon festgesetzt, als mein Vater erkrankte. Gänzlich unerwartet. Er war bis zu dieser Stunde immer gesund gewesen. Natürlich konnte unter diesen Umständen von einer Abreise meinerseits keine Rede mehr sein. Es galt, das Haus zu bestellen und den Kranken zu pflegen. Dieser doppelten Aufgabe fühlte Mama sich nicht gewachsen. Ich mußte sie darin unterstützen. Und so kam es, daß aus meiner Pariser Reise nichts geworden ist.“

„Aber später,“ warf ich ein, „als Ihr Herr Vater wieder genesen war?“

„Das hat lange gedauert. Fast drei Jahre hat er sich gequält, ehe er das Leiden los werden konnte. Die vielen Kuren, denen er sich unterziehen mußte, haben viel Geld gekostet. Außerdem haben wir immer fürchten müssen, daß man ihn endgiltig pensionieren würde. Da konnte nicht an mich und meine Wünsche gedacht werden. Und als mein Papa sich endlich halbwegs erholt hatte, wurde Mama krank. Die Krankenpflege und die Sorge um Papa hatten ihre Gesundheit untergraben. Sie ist bis heute schwach und kränklich geblieben. Alle Welt sagte mir, daß es meine Pflicht wäre, bei den Eltern zu bleiben. Auch meine Brüder haben das gesagt. Man war verwundert, ja empört, wenn ich überhaupt noch davon sprach, aus dem Hause gehen zu wollen. Und so habe ich meine persönlichen Wünsche in aller Stille begraben.“

Eine Pause folgte. Ich betrachtete das Mädchen, das wieder träumend vor sich hinstarrte, und fragte am Ende: „Und wie leben Sie jetzt?“

„Wie ehemals,“ gab sie mit ihrer müde und gleichgiltig klingenden Stimme zur Antwort. „Ich pflege die Eltern, spiele am Abend Karten mit ihnen und führe den Haushalt. Selbstverständlich unter der Aufsicht meiner Mutter, für die ich wohl niemals aufhören werde, ein unselbständiges Ding zu sein, das geleitet werden müsse.“

„Und wie ergeht es Ihren Brüdern?“ fragte ich wieder.

„O, vortrefflich!“ sagte sie mit einem eigentümlichen Lächeln. „Die beiden älteren haben vermögende Mädchen geheiratet, haben Familie und sind glücklich. Hans hat seit einer Reihe von Jahren seine Kanzlei und ist ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt. Den zweiten, Franz, hatte man zu seiner Ausbildung nach Frankreich und England geschickt. Er ist dann in London geblieben und verzieht in einem großen Handelshause den Posten des Korrespondenten für Deutschland und Oesterreich. Der dritte und jüngste bekleidet den Rang eines Oberleutnants und liegt derzeit zu Innsbruck in Garnison. Uns besuchen sie selten. Es ist ihnen zu langweilig



Reunionvillette für junge Frauen.

Beschreibung Seite 384.

bei uns. Sie haben mir das ganz aufrichtig gesagt. Und jedermann findet das begreiflich; von den Söhnen verlangt ja kein Mensch, daß sie sich für die Eltern opfern. Von einer Tochter findet man es selbstverständlich.“

„Aber wenn Sie zum Beispiel geheiratet hätten?“ schaltete ich fragend ein. „Was dann?“

„Ja, dann! Sobald es sich darum handelt, darf ein Mädchen Vater und Mutter, Heim und Heimat verlassen, um dem Manne zu folgen. Dann werden die Eltern mit einemmal ohne die Tochter fertig. Die Ehe macht alles möglich. Daß ein Mädchen sich auch nach andern ebenso heiß sehnen könne wie nach einem Manne — beispielsweise nach einem Arbeitsfelde, einer Bethätigung ihrer intellektuellen Kräfte und Fähigkeiten — das glaubt man ihr nicht und verzeiht man ihr nicht. Ich habe wenigstens diese Erfahrung an mir machen müssen. Andern mag es ja besser ergehen. Ich will es hoffen.“

„Darf ich Sie noch eines fragen?“ bemerkte ich nach augenblicklicher Stille. „Haben Sie niemals jemanden lieb gehabt? Einen Mann, meine ich.“

„Nein,“ verneinte sie mit leisem Kopfschütteln. „Vielleicht lag es an den Verhältnissen. Ich habe so wenige Männer kennen gelernt. In unserm kleinen Stadt sind sie selten; viele ziehen fort und kehren nicht wieder. Die Mädchen hingegen bleiben alle da. Was wunder, daß die wenigen jungen Herren verwöhnt sind und umworben werden, anstatt selber zu werben. Man macht ihnen den Hof. Und darauf verstand ich mich nicht. Ich war schon und zurückhaltend. Schön und reich war ich ebenfalls nicht. Wem hätte ich wohl gefallen sollen? Und so bin ich nie geliebt worden und habe zum Glück auch nie geliebt. Denn ich glaube, daß ich es auch damit viel zu ernst genommen hätte, wie eben mit allem.“

Ich schwieg und sagte erst nach einer Weile: „Haben Sie keine Reisen gemacht? Ihren Bruder in London z. B. nicht besucht?“

Wieder verneinte sie die Frage mit einer Kopfbewegung. „Es war manchmal die Rede davon. Aber es kam nie dazu. Immer trat etwas dazwischen. Das Haupthindernis blieb stets der Kostenpunkt. Weiter als bis nach Wien bin ich niemals gekommen. Von der herrlichen Gotteswelt habe ich so wenig gesehen.“

Sie zog den Schleier, den sie zurückgeschlagen hatte, über ihr Gesicht und stand auf. Sie müsse nun fort, sagte sie. Zum Schluß fragte ich noch, was ihre Freundin Martha mache.

Sie sei schwach und hilflos, wie immer, und gut und ergeben, wie sie es stets gewesen war. „Wir sehen einander beinahe täglich,“ setzte Hedwig hinzu.

Ich trug ihr Grüße an Martha und an die Eltern auf, was sie zu bestellen versprach. Dann verabschiedete sie sich von mir.

Gern hätte ich ihr noch etwas Liebes und Trostreiches gesagt. Aber es ging ein so erkaltender Hauch von Trostlosigkeit von ihr aus, daß ich nichts zu sagen fand. Und als sie mich verlassen hatte, stand ich lange am Fenster und sann über ihr Schicksal nach. Es giebt vom Glück Ausgeschlossenheit; ihr Leben ist von Anbeginn verfehlt und bleibt es bis ans Ende. Sie mögen anfangen und versuchen, was sie wollen: unter ihren Händen zerbröckelt alles, und alles verkehrt sich für sie in Leid und Enttäuschung, was für andre oft in Freude ausschlägt, andre ans Ziel führt. Quälend und beängstigend ist es, einem Leben zu begegnen, das scheinbar und als wenn es sich einer Schuld zu schämen hätte, an uns vorübergleitet und dessen schmerzhaft drückende Märtyrerkrone ohne die Würde tragischen und veredelnden Leides ist. Erzwingenes Märtyrertum hat keine Würde. Es huscht durchs Leben, bricht ein Herz und verschwindet sang- und klanglos. Und niemand weiß davon, und niemand fragt danach. Es ist — uninteressant.

* * *

Etwas ein halbes Jahr nach ihrem Besuche empfing ich einen mit einem schwarzen Rande versehenen Brief. Er enthielt eine Todesanzeige. Das Mädchen war gestorben.

Ich empfand keine tiefe Trauer bei dieser Kunde; nur eine gewisse Wehmut, wenn ich an dies glücklose Leben dachte, das nun ausgelöscht war, wie man eine mit Kreide geschriebene Ziffer von einer Tafel verwischt — gleichgiltig und ohne zu ahnen, wie viel Kampf und Leid dieses äußerlich so stille und ereignislose Leben in sich eingeschlossen gehabt hatte.

Ob sie kurz oder lange krank gewesen, viel oder wenig gelitten hatte? Menschen dieser Art ist selten eine kurze Krankheit und ein sanfter Tod beschieden. Die gedruckte Anzeige gab hierüber keine Auskunft. Sie meldete nur, daß Hedwig Meyer in der Nacht vom zwölften zum dreizehnten März verblieben sei. Sonderbar kurz und kalt war die Anzeige abgefaßt. Vom Schmerz der Hinterbliebenen sagte sie nichts. Am Schlusse baten die Angehörigen um stilles Beileid, und Kranzspenden wurden dankend abgelehnt. Das Begräbnis war zu einer auffallend frühen Morgenstunde anberaumt.

Alle diese Dinge gaben mir zu denken. Schien es nicht, als ob man mit dieser Toten eine Schulbige zu Grabe trüge, deren die Familie sich zu schämen hätte? Man äußerte keinen Schmerz um ihren Fortgang; die Kränze, diese letzten Grüße der Lebenden an die Toten, wies man zurück. Beim Morgengrauen, sozusagen heimlich, wollte man ihre armen Reste in die Erde senken; alles das war außergewöhnlich, mich weit ab von den Gepflogenheiten, die sonst bei Todesfällen zu herrschen pflegen.

Was war da geschehen? Es ließ mir keine Ruhe. Ich fuhr, zum drittenmale, nach dem Städtchen an der Donau.

In das Trauerhaus begab ich mich nicht. Ein unennbares Etwas, das mich warnte, hielt mich davon ab. Ich suchte die kleine Freundin Hedwigs, Martha, auf. Von dieser würde ich am ehesten die volle Wahrheit erfahren.

Die kleine Verwachsene empfing mich auf einem Ruhebett ausgestreckt. Sie stand nicht auf, als ich das Zimmer betrat.

„Ich bin so elend heute,“ sagte sie, mir beide Hände entgegenhaltend. „Verzeihen Sie, wenn ich liegen bleibe. Und setzen Sie sich recht nahe zu mir. Ich kann nur leise sprechen. In einiger Entfernung würden Sie nicht verstehen, was ich zu Ihnen sage.“

Ich zog einen Stuhl herbei und ließ mich knapp neben ihr nieder. Sie heftete die schönen, sanften Augen auf mich.

„Sie sind ihretwegen gekommen, nicht wahr?“ fragte sie flüsternd. „Haben Sie ihre Leiche gesehen?“

„Noch nicht.“

„Ihnen Sie es nicht.“

„Woran ist sie gestorben?“ fragte ich beklommen.

„An welcher Krankheit, meinen Sie? Sie ist nicht krank gewesen. Hinausgestoßen ist sie worden — hinausgestoßen!“ wiederholte die kleine Verwachsene mit einem gramvollen Aufschrei und schlug die Hände vors Gesicht.

Erstüchelt saß ich vor ihr. „Sie hat sich selbst —?“ fragte ich am Ende mit scheuem Zögern.

Sie nickte. „Ja. In der Donau hat sie sich ertränkt. In der vorgefrigten Nacht, wo es so kalt war, so heftig regnete und kein Stern schien. Es thut mir weh, daß sie es gerade in einer so unfreundlichen Nacht gethan hat.“

Diesen Worten folgte eine Stille.

„Und warum?“ begann ich am Ende.

„Die Leute und wohl auch ihre Familie werden Ihnen sagen, daß es eines Mannes wegen geschehen sei,“ war ihre Antwort. „Aber das ist nicht wahr. Der Mann bildete, wenn ich so sagen kann, nur den letzten Ring zur Kette, die seit langem fertig war.“

„Aber sie hat ihn wohl geliebt?“

„Ja. Er war das Einzige, was sie hatte, was sie beschäftigte. Die Männer waren ihr immer gleichgiltig gewesen. Sie hatte die in jedem Frauenherzen wohnende Sehnsucht nach Liebe für den Einen aufgespart. Er war ein Schiffbrüchiger wie sie, hatte im Leben Unglück gehabt, eine Schauspielerin geheiratet, die wieder zur Bühne ging und ihn mit zwei kleinen Kindern sitzen ließ. Er brauchte Liebe, Trost, Teilnahme. Und das gab sie ihm, gab mit vollen Händen. Man sprach davon, daß er sich von seiner Frau scheiden lassen, sich in unserer kleinen Stadt ansiedeln und Hedwig heiraten würde. Sie selber glaubte fest daran. Und wie glücklich war sie darüber, daß jemand sie brauchte! Sein Haus war vernachlässigt, seine Kinder verwahrlost, er selber müde, ein armer, fahrender Künstler, den sein zerrüttetes Familienleben arg heruntergebracht hatte. Wie viel gab es da zu helfen und zu heilen! Sie sah ein weites Arbeitsfeld vor sich. Hier konnte sie alle ihre Kräfte betheiligen, dem Manne Freundin, den Kindern Mutter, dem verwaisten Hause Hausfrau sein. Sie lebte auf, sie war voll Hoffnung. So hübsch wie zu dieser Zeit habe ich sie niemals gesehen. Und er war ihr dankbar, schätzte sie. Ich habe sie oft beisammen gesehen, denn sie haben einander gewöhnlich in meinem Hause getroffen. Den Eltern war es nicht recht. Ein Künstler ohne festes Einkommen, mit zwei kleinen Kindern auf dem Halse — das war keine Partie nach ihrem Sinne. Aber er hatte Talent, hatte auch Erfolge aufzuweisen. Seine Bilder — er war Landschaftsmaler — hatten ihm einen Namen gemacht. Es war nur seine verschwenderrische Frau, die ihn ins Unglück gebracht, ihn in Schulden gestürzt hatte. An Hedwigs Seite hätte er das verlorene innere Gleichgewicht wiedergefunden, hätte sich aufgerafft. Aber ich habe es kommen sehen. Er hing heimlich noch immer an seiner Frau. Er wollte es natürlich nicht eingestehen, gestand es vielleicht nicht einmal sich selber ein. Aber jeder Brief von ihr regte ihn auf. Und als sie vor wenigen Wochen unerwartet hier auftauchte und ihn bat, ihr zu verzeihen und mit ihr zu kommen, vergaß er alles, verzieh ihr und folgte ihr nach Wien. Erst von da hat er an Hedwig geschrieben, hat sie um Vergebung seiner Flucht wegen angefleht und ihr mitgeteilt, daß er sich mit seiner Frau ausgesöhnt hätte.“

Die Erzählerin wendete sich mir zu und legte die schmale Hand auf meinen Arm. „Und das war der letzte Ring, und damit war die Kette fertig,“ sagte sie. Dann zog sie ihre Hand zurück.

„Sie trug es ruhig, schien sogar ziemlich gleichgiltig zu sein,“ fuhr sie fort. „Sie schämte sich. Vor ihren Eltern, vor der ganzen Stadt, vor sich selber. Die Menschen, denen alles fehlschlägt, schämen sich ihres Unglücks wie einer Schuld. Das habe ich oft bemerkt. Sie klagte nicht und klagte nicht an, sie sagte nur: ‚Ich liebe ihn nicht mehr. Nun habe ich wieder nichts. Siehst du, das ist das Schreckliche.‘ — Ich redete ihr zu, riet ihr, an ihren Bruder nach London zu schreiben und ihn zu bitten, sie für eine Zeitlang zu sich zu nehmen. Es wäre das Beste für sie, wenn sie fortkäme. — Ja, das wäre das Beste, meinte auch sie. Und sie schrieb an den Bruder. Was und wieviel sie ihm gesagt hat, weiß ich nicht. Ich habe den Brief nicht gesehen. Ich weiß nur, daß sie mit fiebernder Unruhe auf seine Antwort wartete. Mit ihrer scheinbaren Gelassenheit war es gänzlich vorbei. Sie wollte und ersahnte nur eines: fort, weit fort von hier, wo jeder Fleck, jeder Stein, jedes Haus sie an ihre Niederlage und ihre schlecht vergoltene Neigung erinnerte! Die Eltern waren in hohem Grade ungehalten über ihr Mißgeschick; ihre

Brüder schämten sich, wie sie behaupteten, halb zu Tode. Sie kam sich selber lächerlich und abgeschmact vor. Und so wollte sie fort. — Die Antwort traf aus London ein. Sie brachte mir den Brief. Es war eine freundliche Abfage. Sie hätten Gäste im Hause, Verwandte der Frau. Eine Unmöglichkeit, auch noch die Schwester unterzubringen. Später recht gern. Vielleicht im Sommer. Aber augenblicklich ginge es nicht. Sie möchte deshalb nicht böse sein. — Ich las den Brief, gab ihn ihr zurück. Sie saß in sich versunken. Ich hatte Angst um sie, beschwor sie, dem Bruder noch einmal zu schreiben, dringender, ihm alles zu sagen. Sie müsse fort von hier. — Langsam schüttelte sie den Kopf. „Ich bitte nicht zweimal,“ sagte sie mir. „Ich werde überhaupt niemanden mehr um etwas bitten.“ — Mir war furchtbar weh ums Herz, als sie mich verließ. Es war spät geworden, und es regnete stark. Ich bat sie, bei mir zu übernachten. Mir war, als dürste ich sie nicht fortlaffen. Aber sie war nicht zu halten, gab mir die Hand, sah mir lange in die Augen und ging. Und zwei Stunden später, um Mitternacht, hat sie es gethan. Ein Bahnwächter hat sie ins Wasser springen sehen. Aber die Dunkelheit, der Regen, die gewaltige Strömung — es war nicht möglich, sie zu retten.“ . . .

„Wenn ihr Bruder ihr lieb geschrieben, sie gebeten hätte, sogleich zu ihm zu kommen!“ bemerkte ich nach einer traurigen Stille.

„Ja, wenn! An diesem ‚Wenn‘ hängt eben das ganze Leben! An meiner armen Hedwig ist viel gekündigt worden. Zur Resignation hatte sie keine Anlage. Und so hat sie enden müssen, wie sie geendet hat.“

„Eine Märtyrerin, wie sie heute leider zu Hunderten über die Erde gehen,“ bemerkte ich. Damit stand ich auf und nahm Abschied von der kleinen Verwachsenen.

— E n d e . —



Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen.*

Nachdruck verboten.

Des Großen bildet, sobald wir es gewahrt werden.

Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Hervorraglichsten.

Es giebt nichts Unbedeutendes in der Welt. Es kommt nur auf die Anschauungsweise an.

Die große Notwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen.

Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegenstand, das ist es, was allen Kunstwerken zu Grunde liegen muß.

Die Phantasie hat ihre eigenen Gesetze, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll. Dies ist es, wodurch sich die Poesie von der Prosa unterscheidet, bei welcher der Verstand immer zu Hause ist und sein soll.

Nach seinen besten Produkten muß man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten.

Das ist eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben.

Wie wenig es haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. . . . Es ist im Grunde auch alles Thorheit, ob einer etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe, ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andre wirke: die Hauptsache ist, daß er ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen! Alles übrige ist gleichgiltig.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Tugend, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Ein Mensch, der eitel ist, kann nie ganz roh sein; denn er wünscht zu gefallen, und so accomodiert er sich andern.

Man muß keine Jugendfehler in das Alter hineinnehmen, denn das Alter führt seine eigenen Mängel mit sich.

Eine Liebe wohl kann im Nu entstehen, und jede echte Neigung muß irgend einmal gleich dem Blitze plötzlich aufglammen sein. Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten aber etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideale mit dem Reellen. Solch ein wichtiger Lebensabschnitt will allseitig überlegt sein, und längere Zeit hindurch, ob auch alle individuellen Beziehungen, wenigstens die meisten, zusammenpassen.

* Aus der Sammlung „Geistesstrahlen aus Goethes Gesprächen“, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Meißner (Wiesbaden, Büchervertrieb u. Böding).

Die kleine Gerda.

Novellette von Anna Wahlenberg.

Nachdruck verboten.

„Nein, die kleine Gerda ist ganz unmöglich,“ sagte der junge Gutsbesitzerjohn, Herr Karl von Steinbach, indem er eine Cigarre anzündete und auf den großen handbestreuten Hof hinausging, wo sein guter Freund Viktor Strömer, Kandidat der Medizin, der während der Sommerferien den jüngeren Söhnen des Hauses Nachhilfestunden erteilte, eben damit beschäftigt war, seine Schüler im Vorkämpfen zu unterweisen.

„Meinst du?“ erwiderte Strömer und versuchte einen zwölffährigen Jungen abzuschütteln, der ihm mit einem Satz auf den Nacken hinauf gesprungen war.

„Freilich meine ich das! Ich kann nicht begreifen, wie meine Schwester sich mit einer solchen kleinen Gans in der Pension anzufreunden vermochte — und nun obendrein noch sie hierher einzuladen, sie ist doch nichts weiter als eine Qual für uns alle.“

Während einer halben Stunde hatte Karl neben ihr gesessen und sich redlich bemüht, sie zum Reden zu bringen, und während dieser ganzen Zeit hatte sie nur „ja“ und „nein“ oder höchstens „ach“ geantwortet, und sobald er ein Kompliment gesagt hatte, war sie dunkelrot geworden wie ein getteter Krebs.

„Aber die Kleine hat vertauselt hübsche Augen,“ meinte der Kandidat, zündete sich ebenfalls eine Cigarre an und warf die Knaben in einen Sandhaufen mitten auf den Hof. Dann begleitete er den Freund durch den Park.

„Das ist mir einerlei,“ sagte Karl. „Eine Gans bleibt sie deswegen doch.“

Der angehende Gutsbesitzer war darüber, daß er sich anstrengen sollte, höflich und liebenswürdig gegen das arme kleine Fräulein Dahl zu sein, so ärgerlich, daß er ernstlich erwog, ob es nicht das Geratene sei, für die drei Tage, die ihr Besuch auf dem Gute seines Vaters noch dauern würde, das Feld zu räumen.

Viktor Strömer aber war sein Freund in der Not. Er klopfte ihm auf die Schulter und versprach ihm, die Sache auf sich zu nehmen. Er wolle die Kleine schon aufmuntern. Umsonst habe er sich nicht acht Semester auf Universitäten umhergetrieben und die Kunst des Lebens studiert!

Sobald sie vom Spaziergang heimkehrten, machte er sich denn auch daran, sein Verprechen einzulösen. Seine Taktik bestand in dem Versuch, eine forsche, kleine Courtmacherei mit dem kleinen Fräulein Dahl einzuführen, trotz ihres beharrlichen Schweigens und trotz ihrer beständigen Verlegenheit, und er ging mit ungewöhnlicher Energie an sein Vorhaben.

Im selben Augenblick, als die beiden jungen Mädchen auf dem Hausflur an ihnen vorbeihuschten, um hinabzugehen und sich wieder mit ihrem Buch und ihrer Handarbeit in die Laube zurückzuziehen, blieb er stehen und rief dem Fräulein Bertha von Steinbach nach: „Haben Sie nicht Lust, gnädiges Fräulein, ein wenig mit uns zu rudern?“

Bertha wandte sich um und sah ihre Freundin fragend an. „Was meinst du, Gerda?“

Gerda antwortete nicht, oder wenigstens so, daß man kein Wort verstehen konnte. Fräulein von Steinbach schien das aber einerlei zu sein; denn sie wandte sich sofort wieder an Strömer und erklärte, daß sie nichts gegen den Vorschlag einzuwenden hätte. Wahrscheinlich hatte sie genug von den ewigen têtes-à-têtes in der Laube.

Und dann fuhren sie auf den See hinaus.

Die beiden Herren hatten jeder ein Ruder übernommen, Fräulein Bertha steuerte, und Gerda saß auf einer der Seitenbänke neben ihr, betrachtete ihre Finger, die sie über den Bootsrand hängen ließ, sodaß das Wasser hindurchfloß, und senkte den Kopf. Man erblickte keinen Schimmer ihres Gesichts unter dem großen Hut, der ziemlich geschmacklos mit hellgrünem Band und blauroter Rosen garniert war. Auch im übrigen war sie nicht gerade modern und elegant gekleidet. Das braungestreifte Kleid war in der Taille zu kurz, und der Rock viel zu eng für die heutige Mode. Die breiten Schuhe sahen ein wenig klobig aus; sie waren sicher nicht von einem ersten großstädtischen Schuhmacher angefertigt.

Der Kandidat, der es so eingerichtet hatte, daß er das hintere Ruder führte, wunderte sich. Aus welchen Kreisen sie wohl stammen mochte? Sie war die Tochter irgend eines Lehrers in der Residenz, das wußte er, aber er hielt es für sehr wahrscheinlich, daß dieser Lehrer, wenn er jetzt auch in der Stadt wohnte, doch nur erst ganz kürzlich dahin gezogen sein konnte und sicher sein bisheriges Leben in irgend einem kleinen, entlegenen Provinzneste verbracht hatte. Diese Ansicht hinderte ihn aber keineswegs, eine Unterhaltung mit der jungen Dame zu beginnen, als gehöre sie zu der Welt, in der man sich amüsiert.

„Haben Sie, mein gnädiges Fräulein, im letzten Sommer eine größere Reise gemacht?“

„Nein.“

„Waren Sie schon in der Schweiz?“

„Nein.“

„Aber Sie tanzen doch gern?“

„Ja.“

„Im, haben Sie im letzten Winter viele Bälle besucht?“

„Nein.“

„Waren Sie denn nicht auf dem Alpenvereins-Kostümfest?“

„Nein.“

„Ich war auf dem Ball, und ich meine doch ganz bestimmt, Sie dort gesehen zu haben, wenn ich auch nicht die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Ach!“

Auf diesen kleinen Ausruf, der von einem schlecht gehaltenen Röhren aus dem vorderen Ende des Bootes begleitet wurde, folgte eine kleine Pause in der Unterhaltung.

Strömer aber wollte die Klinte nicht so leicht ins Korn werfen. „Pui, gnädiges Fräulein, ich glaube, Sie sitzen da und lachen mich aus,“ sagte er.

„Ich? Nein, gewiß nicht,“ entgegnete sie eifrig.

„Ja, Sie sitzen da hinter Ihrem großen Hut und machen sich lustig über mich.“

„Nein, wirklich nicht!“ sagte sie mit ehrlicher, warmer Betonung und guckte ein klein wenig unter dem schützenden Hutrande hervor.

„Meinen Sie, daß ich es nicht ganz deutlich gehört habe?“

Ich habe sicher etwas Dummes gesagt. Und nun lachen Sie mich dafür heimlich aus. Das ist so recht Damenart. Können Sie mir denn nicht wenigstens offen sagen, was Ihnen lächerlich vorkommt?“

„Ich lache ja garnicht,“ wiederholte sie. Im selben Moment aber brach sie in ein leises, plötzliches Lächeln aus. „Seht ihr wohl! Jetzt könnt ihr es alle hören!“ rief Strömer aus. Er lehnte beide Ellenbogen auf das Ruder, sodaß es hoch in die Höhe stand. „Und ich hatte mir eingebildet, Sie wären garnicht spottlustig, sondern eine ungewöhnlich liebenswürdige und hochherzige junge Dame.“

Diese gute Meinung über sie wurde durch ein neues Lachen unter dem Hut heraus belohnt.

„Finden Sie wirklich, daß ich so thöricht und dumm bin?“ fragte der Kandidat in gekünstelt kläglichem Ton.

Da aber lachte sie so laut und herzlich, daß sie gänzlich vergaß, den Hut vor das Gesicht und die Hand ins Wasser zu halten. Sie wandte sich sogar ganz nach ihm um, lachte so, daß sie allen ihre regelmäßigen kleinen Zähne zeigte und sah ihm gerade und offen in die Augen.

Und vorn und hinten im Boot saßen Herr und Fräulein von Steinbach und wunderten sich über das, was sie sahen. Denn nicht genug, daß das kleine Fräulein Dahl so lebhaft lachte und plauderte — sie ließ sogar den Kandidaten ihre Hand in der linken behalten, während sie eine aufrichtige und feierliche Versicherung abgab, daß er ihr durchaus nicht mißfalle und daß es keineswegs ihre Absicht gewesen sei, sich über ihn lustig zu machen. Und um ihm einen Beweis hierfür zu geben, ging sie auf seinen Vorschlag, ihm beim Rudern behilflich zu sein, ein. Dies aber wurde auf seine Anweisung derart ausgeführt, daß sie ihre beiden Hände auf die seinen legte und sie im Takt mit ihm bewegte.

Und nun konnte sie plötzlich mit allen reden und den Leuten frei und mutig ins Gesicht sehen, und der große Hut wurde ganz weit aus dem Antlitz herausgeschoben, sodaß sogar Herr von Steinbach sehen konnte, daß sie wirklich sehr hübsche Augen hatte.

Es war eine höchst vergnügliche kleine Ruderfahrt, die sie machten, und die fröhliche Stimmung erlitt keine Unterbrechung, als sie ans Land kamen. Sie ließen um die Wette bis ans Gartenthor und ruhten dann ganz atemlos auf der Rasenbank aus.

Das siebzehnjährige kleine Fräulein Dahl war allerdings eine ziemlich ruhige junge Dame, aber sie war durchaus keine Spielverberberin, und lachen konnte sie ganz merkwürdig herzlich und hell und klar. Bertha, ihre gleichaltrige gute Freundin und Schulfährtin, wunderte sich, daß sie das bei Gerda bisher niemals bemerkt hatte. Es schien ganz, als habe erst der Kandidat sie diese Kunst gelehrt.

Und Strömer selber ging stolz und sicher umher wie ein Sieger und machte von Zeit zu Zeit dem Freunde ein verstoßenes Zeichen. Aber er war klüger als die meisten Sieger. Er dachte auch daran, die Vorteile seines Sieges auszunützen, deswegen setzte er seine schmeidige kleine Courtmacherei fort. Gerda sollte ja nur drei Tage dort bleiben, da konnte das Spiel ja für beide Teile nicht gefährlich werden.

So oft sie also einen gemeinsamen Spaziergang machten, war er selbstverständlich Gerdas Cavalier. Er pflückte ihr Blumen; er sorgte bei den Mahlzeiten für sie; er schnitt ihr einen Stock und bat um Erlaubnis, ihren Namen in die Kränze rügen zu dürfen, und als er fertig war und sie ihn beschaute, da stand da: „Kleine Gerda.“

Das war beinahe ein klein wenig dreist, und sie wurde erst ganz ernsthaft, dann errötete sie. Als er aber fragte, ob denn „große Gerda“ oder „liebe Gerda“ oder „schöne Gerda“ besser gepaßt haben würde, da lachte sie und nahm das Geschenk an.

Am Abend des zweiten Tages hatten sie einen längeren Spaziergang gemacht, und auf dem Heimwege pflückten die jungen Mädchen Heckenrosen. Gerda hatte einen Busch ausfindig gemacht, dessen Blüten eine sehr schöne, zarte Farbe hatten. Sie hielt bereits beide Hände voll Rosen und wollte eben über den Graben springen, als sie plötzlich aufschrie. Ein Zweig, den sie herabgebogen hatte, war zurückgeschneit und hatte ihr den Finger verletzt. Das Blut floß aus dem tiefen Riß, und sie wand schnell ihr Taschentuch um die Hand.

„Darf ich einmal sehen?“ fragte der Kandidat. „Sie wissen ja, ich bin angehender Arzt.“

Und ohne sich an ihren Widerspruch zu kehren, entfernte er das Taschentuch, untersuchte die Wunde, schüttelte den Kopf wie ein alter, ernster, besorgter Doktor und zog sein eigenes Schmutztuch aus der Tasche, um einen regelrechten Verband anzulegen.

„Nein, nehmen Sie mein,“ sagte Gerda. Er untersuchte den kleinen Wundstrecken mit dem gestickten Namen, schüttelte abermals den Kopf, riß aber schließlich einen Streifen ab, dort wo das Taschentuch nicht blutbefleckt war, und behandelte den Finger nach allen Regeln der Kunst.

„Und dies da,“ sagte er, als es gethan war und sie wieder nebeneinander auf der Landstraße dahingingen — dabei hielt er das mißhandelte Taschentuch in die Höhe — „dies bekomme ich doch als ärztliches Honorar?“

„Ach, was wollen Sie wohl mit dem blutigen Lappen anfangen?“ meinte Gerda und versuchte es ihm zu entreißen.

Er aber hielt es fest. Er möchte so gern immer ein Andenken von allen denen haben, mit denen er fröhliche Stunden verlebt hatte, und daß es blutig war, das sei ja nur ein Vorzug. Ihr Blut, das sei ja etwas von ihr selber! Und er bat und bettelte inständig.

Gerda sagte nein und nein und nein, aber jedesmal zaghafter und leiser, sie konnte auch ein Lächeln dabei nicht unterdrücken. Es war so drollig, ihn bitten zu hören, und der Sommerabend war so schön, und die Luft so rein und so warm, und die Felder dufteten, und der Himmel wölbte sich so klar, so rosenrot bewölkt über ihnen.

Daß er so lange um eine so unbedeutende Kleinigkeit bitten konnte! Sie wagte garnicht ihn anzusehen, denn sie wußte, daß er sie ansah, und deswegen schaute sie nur auf den Strauß wilder Rosen nieder, den sie in der Hand hielt. Aber sie lachte noch immer. Es war gar zu lustig, so die Landstraße entlang zu gehen.

„Mein Gott, was macht denn das?“ sagte er.

Und dann bekam er das Tuch. Was machte das auch — es war ja garnicht der Rede wert!

Als die beiden jungen Herren die Treppe hinaufgekommen

waren und sich gute Nacht gewünscht hatten, um sich nun zu trennen und jeder sein kleines Schlafzimmer aufzusuchen, rief Steinbach den Freund zurück.

„Du, Viktor, nimm dich in acht!“ sagte er.

„Ich soll mich in acht nehmen? Wovon?“

„Sie ist in dich verliebt, die kleine Lehrerstochter, darauf möchte ich meinen Kopf wetten. Weshalb hätte sie dir wohl sonst ihr Taschentuch geschenkt?“

Also das hatte er gesehen, obwohl er und die Schwester eine ganze Strecke vorausgegangen waren? Der Kandidat murmelte etwas von Dummheiten, Unsinn, Geschwätz, ging dann in sein Zimmer und warf die Thür hart ins Schloß. Aber während er sich entkleidete, kamen die Gedanken.

Sollte sie sich wirklich etwas einbilden? Die Mädchen sind allerdings stets geneigt, dergleichen zu glauben, wenn man nur ein paar schöne Redensarten macht. Und sie war ja so eine kleine Gans und sagte alles so ernst auf. Im übrigen war sie aber wirklich allerliebste — ja, ganz allerliebste. Freilich, für ihn war das nichts. Er wollte Karriere machen, wollte ein berühmter Arzt werden und eine elegante Frau mit sehr viel Geld heiraten! Die kleine Gerda, die so arm, so einfach und unbedeutend war, paßte doch garnicht für ihn — ja, wenn sie sich durchaus etwas in den Kopf setzen wollte, so mußte sie schon die Folgen selber tragen.

Aber obwohl er alles that, um sein Gewissen zu beruhigen und die Taschentuchgeschichte auf ein Minimum zu reduzieren, so konnte er doch nicht recht einschlafen und gelobte sich, nie wieder mit so jungen, unerfahrenen Mädchen sein Spiel zu treiben. Sie saßen doch alles gleich gar zu ernsthaft auf!

Am nächsten Morgen ging er absichtlich so spät hinunter, daß er das gemeinsame Frühstück verpaßte, und als er in den Esaal trat, bemerkte er zu seiner Freude, daß die andern bereits aufgestanden waren. Als er aber auf den Flur hinauskam, harrete seiner eine Ueberraschung. Am Fenster, dicht neben der Treppe, stand Gerda und las in einem Buch.

Noch niemals hatte er gehört, daß man sich auf den Hausflur stellt, um ein Buch zu lesen, und wie kam es nur, daß sie ganz allein war, sie, die sonst stets an Berthas Arm hing und keinen Schritt ohne die Freundin unternahm?

Das war so auffällig arrangiert, daß der Zorn in ihm aufwallte. Aber er machte gute Miene, grüßte höflich, als er vorüberging, und sagte nur, er müsse den Knaben mal wieder „eine Portion Bildung“ austischen. Damit sprang er die Treppe hinauf, ins zweite Stockwerk. Das alles war so schnell gegangen, daß sie nicht ein einziges Wort hatte sagen können, obwohl ihr das Buch beinahe aus der Hand gefallen war und sie ihn mit einem Paar seltsam verwundener, großer Augen angestarrt hatte.

Also sagte sie die Sache wirklich ernsthaft auf! Na, schön — er wollte sich schon in acht nehmen. Er brauchte sich ja nur zurückzuhalten, und auch diese anderthalb Tage würden ja bald vorüber sein.

Den ganzen Vormittag blieb er daher unsichtbar, und bei Tische war er allerdings munter wie gewöhnlich, dabei jedoch ziemlich reserviert. Er hatte nicht einen einzigen Vorschlag für den Nachmittag zu machen und wollte grade verschwinden, als sein Freund, der junge Steinbach, fragte, ob sie nicht alle miteinander eine Partie Croquet spielen wollten.

Das ließ sich nicht so leicht ablehnen, und so ging er denn mit auf den Hof hinab. Im übrigen hatte er sich im Laufe des Vormittags gehörig hart gemacht. Was ging es ihn denn schließlich an, ob das kleine Mädchen sich vielleicht etwas in den Kopf gesetzt hatte? Darüber wollte er sich keine grauen Haare wachsen lassen.

Er war also ganz ungeniert wie bisher, nahm sich aber sehr in acht, mit seiner Kugel der Gerda so nahe zu kommen. Als er eine ganze Strecke von ihr entfernt dastand, kam plötzlich eine Kugel direkt auf ihn zu gefaßt, und hinterdrein kam die kleine Gerda, nahm sie auf und legte sie an die Grenze der Bahn, gerade dort, wo er stand.

Während sie sich wieder aufrichtete, sah sie ihn an und näherte sich ihm. „Herr Kandidat —“ begann sie, schwieg aber plötzlich und wurde dunkelrot.

Er that, als habe er nichts gehört und entfernte sich, um Bertha, die grade schlagen wollte, einen Rat zu geben. In ihm aber hochte es. Niemand hatte er geglaubt, daß dies schüchterne, einfältige, kleine Mädchen so verschmigt und so resolut sein könne. Es war wirklich sehr auffallend, wie sie ihm nachstellte! Aber damit sollte sie nicht weit kommen — das wollte er ihr schon zeigen.

Den ganzen Nachmittag waren sie zusammen. Sie fuhren nach einem Werber hinüber und tranken Kaffee mit der ganzen Familie Steinbach. Am Abend kamen Gäste, und man arrangierte ein kleines Tänzchen auf der großen Veranda. Aber obwohl Viktor auch einmal mit Gerda tanzte, kurze Zeit neben ihr saß und mit ihr plauderte, hatten sie keine Gelegenheit, ein Wort miteinander zu wechseln, das kein anderer gehört hätte.

Zuweilen begegnete er ihren Augen, die die seinen mit einem fragenden, unruhigen Blick suchten, aber dann lächelte er im stillen. Er fühlte sich vollkommen schußfest.

So verging dieser Tag, und nun war nur noch ein Vormittag zu überstehen. Mit dem Nachmittagszuge wollte sie abreißen.

Viktor war jetzt so sicher, die ganze Sache hinter sich zu haben, daß er am nächsten Morgen seinen gewohnten frühen Spaziergang wieder unternahm, auf den er am gestrigen Tage verzichtet hatte, um zu spät zum Frühstück zu kommen. Als er aber den halben Heimweg zurückgelegt hatte und gerade das Thor öffnete, um in die Allee einzubiegen, entdeckte er plötzlich die kleine Gerda unter einem Baum. Gerda schon aufgestanden und angekleidet und allein auf der Landstraße um sieben Uhr des Morgens? Das war denn doch eine wunderbare Energie für ein so junges Mädchen.

Sie errötete natürlich, als sie einander begrüßten, genierte sich aber nicht im geringsten, umzukehren und gemeinsam mit ihm den Heimweg anzutreten.

Viktor sprach über das Wetter und über den Sommer und erging sich lang und breit über diese Themata. Sie aber beteiligte sich kaum an der Unterhaltung. Nach einer Weile schwieg sie gänzlich, und schließlich blieb sie stehen und sah ihn mit demselben Blick an, wie gestern auf dem Croquetplatz, und begann auch mit denselben Worten: „Herr Kandidat —“

Und dann verstummte sie und errötete wieder, genau so wie gestern.

Bilder aus Schlesien.

Hierzu 5 Originalzeichnungen von Otto Günther-Naumburg.

Nachdruck verboten.

Es hat einen historisch denkwürdigen Boden, das ehemals zur heiligen Wenzelskrone gehörige Herzogtum Schlesien. Viele seiner Städte sind in den Blättern der Geschichte Polens, Preußens und Oesterreichs dauernd verzeichnet. Um das Jahr 1000 tauchte sein heutiger Name zum erstenmal auf; um diese Zeit bemächtigte sich das älteste polnische Herrschergelecht, das der Piasten, des fruchtbaren Landes, und unter dem Schutz des ersten schlesischen Herzogs — Miecislans I. vom Stamm der Piasten — hielt 1052 der erste Bischof seinen Einzug in die alte Oberstadt Breslau. Das neugegründete Herzogtum machte sich bald unabhängig von Polen, drei Brüder teilten sich in das Land und wurden die Stammväter vieler souveräner Fürstentümer. In den Herzögen von Dels, Liegnitz, Brieg u. s. w. lebte, durch Verwandtschaft mit deutschen Familien fast germanisiert, der piastische Stamm noch lange weiter, bis er 1675 mit dem letzten Herzog von Liegnitz gänzlich erlosch. Das herzogliche Schloß steht heute noch, von Schinkels Meisterhand restauriert, beim Glogauer Thor zu Liegnitz. Der kolossale, achteckige Hedwigsturm stammt aus dem 15. Jahrhundert.

Ein weiteres würdiges Denkmal der ehemaligen herzoglichen Zeit ist das Piastenschloß in Brieg, das der kunstsinne Herzog von Brieg um die Mitte des 16. Jahrhunderts von italienischen Architekten in den zierlichsten Renaissanceformen ausführen ließ. Ein wirksameres Gegenstück zu der mit ornamentalem und figürlichem Schmuck überladenen Schloßfassade bildet die Schloßkapelle mit ihrem schmucklosen Außenbau, dem nach Art der römischen Gotteshäuser ein verschwenderischer Innenschmuck zur Seite steht. Aus der gleichen Zeit wie das Piastenschloß stammt das Brieger Rathaus. Trotz seiner einfachen Formen macht es einen malerischen Eindruck.

Eine wechselvolle Geschichte hat das Schloß und die gleichnamige kleine schlesische Standesherrschaft Dels durchgemacht. Ursprünglich den Herzögen von Niederschlesien gehörend, stand es etwa zweihundert Jahre unter eigenen piastischen Herzögen, fiel dann nacheinander an Böhmen, an das Herzogtum Münsterberg, an den Herzog Sylvius Minrod von Württemberg, den Stifter der Linie Württemberg-Dels, nach Aussterben dieser Linie an Braunschweig und endlich nach dem Tode des Herzogs Wilhelm im Jahre 1884 an Preußen. Inhaber des Schlosses Dels, das ein reizender Park umgiebt, ist der jeweilige preussische Kronprinz.

Schloß Dels in Schlesien.

Heimkehr aus der Sommerfrische.

Skizze von Emma Merk.

Nachdruck verboten.

„Alles vorn einsteigen, meine Herrschaften! Es ist überall noch Platz!“ Der Schaffner rennt und reißt verschiedene Wagenthüren auf. Feindselige Gesichter schauen heraus. Man macht sich breit, zeigt möglichst verdrießliche Mienen, um den Reisenden, die einen Unterschlupf suchen, den Mut zum Einbringen zu rauben.

„Aber bitte, Herr Kondukteur! Wir sind acht Personen — wir gehören doch alle zusammen!“ fleht Frau Regierungsrat Müller in wilder Aufregung und deutet in mütterlicher Angst auf ihren Gatten und ihre freilich schon ziemlich erwachsenen sechs Kinder, die hinter ihr herumirren. „Ich kann mich doch nicht von meinen Kindern trennen!“

Der Schaffner scheint das einzusehen und öffnet mürrisch ein noch unbeflegtes, neues Kupee. „Nun aber rasch! Wir haben schon Verspätung!“

Er hat leicht reden. Das viele Handgepäck! Eine Wagenladung voll Grünzeug, Schilf, Birnenkolben, Tannenzweige und Blumen. Und die beiden jüngsten Buben, Fritz und Karl, haben sich sofort an die Eckplätze gepflanzt und verperrten den Eingang. Am andern Fenster balgen sich die dreizehnjährige Trude und der Untersekundaner Hermann um die Eckplätze.

„Da will ich sitzen!“ ruft Trude und sucht den rechten Eckplatz zu occupieren.

„Nein ich!“

„Ich war zuerst da!“

„Es ist nicht wahr!“ Und Hermann packt Trude bei ihrem herunterhängenden Popf, um ihr zu beweisen, daß er als Mann mehr Kraft und Existenzberechtigung hat als sie.

Die Mutter sucht diplomatisch zu vermitteln. Der Vater fährt mit einem „Donnerwetter, Kinder! Wollt ihr wohl Ruhe geben!“ dazwischen.

Man sitzt endlich. Neben Trude, die der rohen Gewalt weichen und sich auf die linke Seite zurückziehen mußte, die achtzehnjährige Else, sehr erregt, mit sehr heißem Gesicht, mit einem großen Blumenstrauß, den sie krampfhaft festhält. Ihr gegenüber die um ein Jahr ältere Ida, die mit ihrer hochgewachsenen Gestalt und ihrem leuchtenden Goldhaar als das Juwel der Familie betrachtet wird, vor allem freilich von sich selber.

Mama fächelt sich mit dem Taschentuch die glühenden Wangen. Papa sieht verdrießlich aus. Gelbbauchgehen stimmt bekanntermaßen die wenigsten vergnüglich; und ein letzter Tag auf dem Lande ist für einen Familienvater meist eine harte Prüfung: Wohnungsmiete, Trinkgelber, Schuhmacherrechnung, Schadenersatz für das hier und dort von den Knaben angerichtete Unheil, Gepäckwagen, Fahrkarten — es schwindelt ihm noch bei der Erinnerung an all die Gold- und Silbermünzen, die seit heute morgen aus seinem Portemonnaie flogen.

„Ach, Trude, laß mich jetzt ein wenig ans Fenster!“ bittet Else. „Nur bis zur nächsten Station!“

Aber der böse Dackfiß will nicht. „Hermann soll dich auf seinen Eckplatz lassen!“ trost sie und verdeckt mit ihrem zerzausten Kopf die Aussicht.

Hermann ist ebenso unerbittlich.

„Aber Trude! Bloß zehn Minuten! Ich schenke dir auch eine ganze Tafel Schokolade!“

„Mir! Mir!“ brüllt nun Hermann, und er und Trude balgen sich aufs neue um das Vorrecht, die Schwester an das Fenster zu lassen und die ausgelegte Prämie zu ernten.

Else sitzt am Fenster. Sie hört nichts mehr vom Lärm der Geschwister. Ihre Augen spähen hinaus in heißer Spannung. Dort auf dem Hügel steht eine Bank. Von da aus kann man

den Bahnzug noch einmal sehen. Ob er da sein wird? Ob er hinausgeeilt ist, ihr noch einmal zuzuwinken? — Ja! Von dem hellen Herbsthimmel hebt sich eine Gestalt: so klein, so fern! Else läßt ihr Taschentuch flattern. Er grüßt mit dem Hut. Ein paar Sekunden lang ist's fast noch wie ein süßes, liebes Zusammensein; noch hält das Band zwischen ihnen. Dann biegt der Zug um die Ecke; verschwunden der Baum, die Bank, die ganze Gegend; zerrissen das Band!

Bisher hat Else sich immer noch auf etwas freuen können; der allerletzte Moment des Sehens, Sicherstehens hat sie beschäftigt. Nun kommt plötzlich eine große Leere, ein Gefühl, als grüben sich ihr spitze Dornen ins Fleisch, bei dem Gedanken: es ist vorbei, zu Ende! Er war sehr lieb und nett zu ihr während dieser sechs Wochen auf dem Lande; aber ein Wort, wie es in Zukunft werden sollte, ein Wort, an das sie sich klammern konnte, hatte er nicht gesprochen. Ein kleiner Roman für den Sommeraufenthalt, nichts weiter! Kein Wiedersehen, keine Briefe! Diese Blumen sind der Abschied! — Die braunen Augen werden heiß und feucht; sie drückt das Taschentuch vor das junge Gesicht und weint.

Die Geschwister stoßen sich an und tuscheln. Trude hat immer ein wenig spioniert, wenn Else mit dem jungen Juristen im Kahn fuhr.

Ida, die Älteste, lächelt mitleidig, fast verächtlich. Sie begreift Else nicht. Wie auf sie die Aufmerksamkeit dieses Herrn Wellner, schlichtweg Max Wellner, haben Eindruck machen können! Ein Amtsrichter, mit achtundert Thaler Anfangsgehalt! Nein, dafür würde sie doch ganz gehorsamt danken. Der schönen Ida hat im vorigen Winter ein schneidiger Dragoneroffizier, ein Baron, den Hof gemacht. Seitdem existieren Männer ohne Uniform und ohne Titel nicht mehr für sie. Gewiß wird der Baron ihr heut zum Empfang Blumen geschickt haben. O wie sie sich auf die Großstadt freut, und auf seine erste Fensterparade! In stolzer Vorahnung des eleganten Bouquets, das ihre Hände bald umschließen werden, wirft sie den schlichten, ländlichen Strauß ihrer Gasthofswirtin verächtlich zum Fenster hinaus.

„Aber Ida, was fällt dir ein?“ jammert die Mama vorwurfsvoll.

„Ach, man macht sich nur die Handschuhe



Schloßhof mit Hedwigsturm in Liegnitz.

„Ja,“ sagte er, um doch etwas zu sagen. „Wollen Sie nicht die Güte haben und mir mein Taschentuch wiedergeben!“ sagte sie herb und unfreundlich.

Sie wollte also Gewißheit haben. Er wollte ja im Grunde nichts lieber, als ihr den unglückseligen Lappen wiedergeben; aber so ohne weiteres ließ sich das ja doch nicht machen. Das wäre ja geradezu unhöflich gewesen.

„Niemals,“ sagte er also.

Da aber schaute sie mit einem Paar so angsterfüllter, stehender Augen zu ihm auf, als handle es sich um ihrer Seelen Seligkeit. „Ja, ja, ja?“ Sie müssen es mir wiedergeben.“

„Das ist ja recht hübsch! Pflegen Sie Ihre Freundschaftsbeweise immer zurückzufordern?“ fragte er.

„Gewiß, das muß man thun, wenn sie so dumm sind,“ sagte sie.

„Warum ist denn dies so dumm?“

Sie schwieg einen Augenblick. „Weil Sie etwas von mir glauben könnten —“

„So? Was denn?“ Er konnte es nicht lassen. Er mußte sich auf das dünne Eis hinauswagen, obwohl er fühlte, wie es schwankte.

„Daß ich Sie —“

„Um, daß Sie mich —?“

„Daß ich Sie gern hätte.“ Sie schaute noch immer zur Erde, ihr Gesicht war wie mit Blut übergossen, und die Hand, die den Stock hielt, den er ihr geschnitten, zitterte heftig.

„Und Sie haben mich also nicht gern?“ fragte er, von einer unheimlichen Macht dahin getrieben, wohin er nicht wollte.

Sie schwiegen beide und setzten ihren Weg gemeinsam fort. Plötzlich erhob sie den Kopf. „Ich will Ihnen ein Geheimnis anvertrauen,“ sagte sie, „Sie müssen mir aber versprechen, es keinem, keinem Menschen auf der ganzen Welt zu verraten!“

„Ja, das verspreche ich Ihnen,“ sagte er. Aber eine innere Furcht befiel ihn dabei.

„Ich habe nämlich einen andern gern,“ beichtete sie. Und die Thränen standen ihr in den Augen.

Es hatte sie eine große Ueberwindung gekostet, dies Geständnis zu machen.

Er ging schweigend neben ihr her. Sie hatte das in einem Tone gesagt, der beinahe feierlich klang.

„Und Sie wollten nicht, daß ich mich in Sie verliebte?“ fragte er endlich.

„Nein, das wäre ja unrecht gewesen.“ Das klang zwar komisch, dabei aber doch so einfach und ungekünstelt, daß seine Lust zu lachen so schnell verflog, wie sie gekommen war.

So waren sie denn beide mit Gewissensqualen einhergegangen! Aber das reinere, ehrlichere Gewissen, das hatte von ihnen beiden doch die kleine Gerda.

Und sie bekam ihr Taschentuch wieder, obwohl er es jetzt wirklich ein wenig widerwillig herausrückte. Sie war ihm niemals so lieb und gut und entzückend erschienen wie grade jetzt, wo sie da stand und das Tuch zusammenfaltete.

Wer es auch sein mochte, der sie einst heimführen würde — so dachte er — jedenfalls war die kleine Gerda viel zu gut für ihn.

Und es wahrte Wochen und Jahre, ehe ihm das einfache, schlichte Mädchen mit den großen, ehrlichen Augen und dem reinen, zarten Gewissen wieder aus dem Sinn wollte.



voll Flecken. Und wie das Zeug riecht!" Das feine Mäuschen rümpft sich entsetzt.

Karl, der Quartaner, sitzt auffallend still in seiner Ecke und hütet die neben ihm liegende Botanischerbüchse. Nur manchmal streckt er verlangend die Hand aus, wenn der Sez-taner Fritz, der Jüngste, der eine Unmasse von Haselnüssen aus der Tasche herausholt, einen besonders schönen Kern auf das Messer steckt, mit dem er unheimlich herumfuchtel.

"Schenk mir den!"
"Fällt mir garnicht ein! Da, mach' dir selber welche auf!" Er wirft dem Bruder eine Handvoll Nüsse hinüber. Über Karl drückt die Linke krampfhaft auf die Botanischerbüchse.
"Was hast du denn darin?" fragt Fritz. "Einen Frosch?"
Karl lächelt geheimnisvoll.

An einer größeren Station schiebt der Schaffner noch einen neuen Passagier herein. "Nur bis zur nächsten Station! Ich kann mir nicht anders helfen. Der ganze Zug ist befestigt! Die Herrschaften müssen eben etwas zusammenrücken!"

Die beiden Jüngsten klammern sich krampfhaft an ihre Eckplätze am Fenster, und Karl vergißt in energischer Verteidigung seines Postens sogar, auf seine Botanischerbüchse zu achten.

Der Fremde weiß nicht, wohin er sich setzen soll. Papa will Platz machen und nimmt rasch die Botanischerbüchse, die er in das Netz an der Seitenwand wirft. Der Zug fährt weiter.

"Wo ist denn —?" schreit Karl entsetzt und greift neben sich nach dem wohlbehüteten Schatz. Im selben Moment streckt sich aus der Botanischerbüchse ein schlanker Schlangenkopf heraus. Gleich darauf hucht dem Fremden etwas Kaltes, Glattes über den Arm und die Hand, das er in wildem Schrecken abschüttelt.

"Meine schöne, kleine Ringelnatter!" stößt Karl jammernd hervor. "Nun ist sie herausgekommen!"

Die Damen schreien. Trude springt sofort auf die Bank. "Weiß Gott, es giebt doch keine Dummheit, die euch Bengels nicht einfiele!" stöhnt der Papa. "Schleppt der Junge eine Natter in die Stadt!"

"Aber sie ist ja nicht giftig."
"Das fehlte noch, daß es eine Kreuzotter wäre!"

Den Damen gruselt's immer mehr; Mama glaubt auf ihrem runden Fuß etwas Feuchtkühles zu fühlen. "Ich glaube, sie ist an mir!" ruft sie in Verzweiflung und steigt ebenfalls auf die Bank.

Bald stehen alle oben und klammern sich an das Gepäckbrett. Nur Papa hält noch stand, und der Fremdling zögert, sich vor den Damen feige zu zeigen; im stillen aber überlegt er, ob man in solchen Fällen nicht die Notbremse ziehen darf.



Schloßkapelle und Häuser am alten Pfastenschloß in Brieg.

er Baumschwämme hineingewickelt hat. Von den Geschwistern will ihm keines anshelfen. Papa muß sich endlich erbarmen.

An der nächsten Station verläßt der Fremde das Rupee. "Wünsche weitere angenehme Fahrt!" sagt er höhnisch und wendet sich mit Grauen.

Bis in die Nähe der Großstadt geht die Reise indes ohne erhebliche Fährlichkeiten vorüber; nur als die heimatischen Türme über dem flachen Lande sichtbar werden, strecken Trude und Hermann zu gleicher Zeit mit solcher Festigkeit die Köpfe zum Fenster hinaus, daß Hermanns Hut herunterstiegt. Ein Windstoß trägt ihn über die Felder.

"So, nun kannst du barhäuptig deinen Einzug halten."
"Trude ist schuld!"

Es giebt wieder ein geschwisterliches Handgemenge. Trude verliert einige Haare, und Hermann erntet eine Ohrfeige von ihr.

Gegen Abend kommt man auf dem Bahnhof an. Die Knaben müssen zu Fuß nach Hause gehen; die jungen Mädchen fahren mit den Eltern und dem Gepäck.

Trude eilt die Treppe hinauf und klingelt. Minna, die Köchin soll kommen, um die Koffer hinauftragen zu helfen. Aber nichts regt sich in der Wohnung. Der Droschkentischer setzt endlich das Gepäck auf das Trottoir und fährt davon.

Mühsam schleppt man das Handgepäck die Treppe hinauf, und der Papa sucht in seinen Taschen nach den Schlüsseln. "Ja was ist denn das?" ruft er, als er die Thür aufschließen will. "Ein Vorhängegeschloß? Da heißt's also vor verschlossener Thür warten, bis die holde Fee heimzukommen geruht. — Du hast gewiß wieder nicht rechtzeitig geschrieben," sagt er zur Mama.

"Aber gewiß! — Nun soll ich wieder schuld sein!" seufzt die Familienmutter und setzt sich müde auf eine Treppenstufe.

Die drei Knaben, die eben nachkommen, haben die Portiersfrau aus dem Hinterhause geholt. Lächelnd und freudestrahlend kommt sie heran. "Mein, wie gut Sie ansichauen! So frisch und so gesund. Ja, aber Ihre Minna ist seit vorgestern ver-reist, ihre Mutter ist gestorben, ganz plötzlich!"

"So. Und das schreibt sie nicht? Und wer hat das Schloß hier an die Thür gelegt?"

"Ja, das hat mein Mann ge-than. Ja, wenn der nicht gewesen wäre! Einzubrechen haben sie gestern nacht versucht. Aber mein Mann war wachsam; Ihr Mädchen hatte ja allen von ihrem Schmerz erzählt, und daß sie Hals über Kopf abreisen und die Wohnung allein stehen lassen müsse. Aber sie sind gleich ge-faßt worden —"

Die gute Mama lehnt am Treppengeländer, ein Bild des Jammers: Minna nicht da und Diebe in der Wohnung!

"Ja, alles Geld hätten sie Ihnen fortgetragen!" versichert die Portiers-frau, "wenn mein Mann nicht —"

"Ach was, Geld! Außer einem falschen Fünfmarsstück habe ich nichts in der Wohnung gelassen!"

Die Portiersfrau öffnet das

Schloß, und Papa eilt mit grimmigem Gesicht in sein Arbeits-zimmer und untersucht den Schreibtisch: alles in Ordnung, selbst das falsche Fünfmarsstück ist da. Die Kinder betreten mit einem Gefühl angenehmen Gruselns die Wohnung.

"Der Kanarienvogel ist halb verdurstet," ruft Karl.
"Die Blumenstöcke müssen gleich begossen werden," ver-sichert Trude eifrig.

Fritz ist nach seiner Sparkasse gestürzt. "Ich bin beraubt, bestohlen! Da, sie ist leer! Alles hin! Zwei Mark und fünfzig Pfennig!" brüllt er wie ein Wahnsinniger.

Mama ringt schweigend die Hände. "Wo bekommen wir nun ein Abendessen her?"

Trude ist die Entschlossenste. "Ich laufe und hole Wurst und Brot und Butter."

Esse muß erst ihre Blumen ins Wasser stellen und ein paar Thränen darüber weinen; dann ist auch sie bereit, zu-zugreifen, und deckt den Tisch.

Da dagegen lehnt totentbleich am Fenster, in unnahbarster



Fassade des Pfastenschlosses in Brieg.

"Karl! Sofort suchst du auf dem Boden und wirfst das Tier zum Fenster hinaus! — Karl, wird's bald?" befiehlt der Papa.

Wenn er diesen Ton anschlägt, dann ist nicht mit ihm zu spaßen, das weiß Karl.

Er rutscht auf den Knien, schaut in die Winkel und zieht unter neuen Schreckensrufen die Natter hervor, die sich um seine Hand ringelt. Glänzend, wie ein Pfeil, fliegt sie hinaus.

Karl schaut ihr trüblich nach. "Damit hätte ich dem Arnulf eine solche Freude machen können," sagt er wehmütig.

Der Fremde schielt noch immer ängstlich nach der unheimlichen Botanischerbüchse.

"Ich hoffe, du hast nicht noch weitere Bestien auf Lager?" fragt der Papa.

Aber nun weiß Fritz die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er hat sich mit seinem Taschenmesser in die Hand geschnitten und hält weinend den verletzten Daumen in die Höhe, daß das helle Blut ihm auf das graue Weinkleid herabtropft.

"Um Gotteswillen! Das ist das Einzige, was du noch anzuziehen hast. Nimm rasch dein Taschentuch," ruft die be-stürzte Mama.

Aber das Tuch findet sich nicht. Fritz erinnert sich, daß



Das Rathaus zu Brieg.

Laune. Sie hat keine Blumen vorgefunden, dagegen die Verlobungsanzeige ihres treulosen Barons mit ihrer reichen Freundin Ferngard. Dazu hat man ja Freundinnen!

An der Klingel wird heftig gezogen. „Was giebt es denn nun schon wieder für ein Unglück?“ fragt Papa, der abermals das Schlimmste ahnt, den Postboten. „Eine Depesche für Fräulein Else Miller.“

Else reißt dem Boten das Telegramm aus der Hand und verzöhnt ihm mit einem seligen Blick und ihrem letzten Zwanzigpfennigstück. Es stehen nur wenige Worte in der Depesche: „Willkommgruß zur Heimkehr! In Sehnsucht Max Wellner.“ Aber Else ist selig, ihr Roman ist also nicht zu Ende! Die ganze Welt möchte sie umarmen. Sie eilt zur Schwester Ida, um ihr die freudige Nachricht anzuvertrauen.

Aber da kommt sie grade recht an. „Laß mich mit deinem langweiligen Amtsrichter in Ruh!“ grollt die schöne Ida. „Die Männer sind alle Canaillen!“

Mama möchte wissen, was in dem Telegramm steht. Else verweigert erötend die Auskunft.

„Es schickt sich nicht für junge Mädchen, heimliche Nachrichten zu empfangen!“ Selbst die gute Mama spricht lauter und gereizter als sonst.

„Nur jetzt keine Erziehungsversuche!“ sagt der Papa beschwichtigend.

„Natürlich! Wenn es sich um Else handelt.“ Die Kinder schauen verwundert auf: die Eltern streiten nie dagewesen!

In diese schwüle Stimmung plagt die Portiersfrau herein, die zur Aushilfe für heut abend geblieben ist, und ruft in heller Aufregung: „Gnädiger Herr! Ein Herr in Uniform ist draußen und will mit Ihnen sprechen.“

Mit sorgenschwerer Miene schreitet der Papa hinaus. Als er aber nach einer Weile wieder ins Zimmer tritt, sind alle Falten geglättet, er schwebt förmlich auf die Mama zu und zeigt wieder das alte freundlich-lächelnde Gesicht. „Kannst mir gratulieren, Mama. Der Bote hat mir die Berufung ins Ministerium gebracht.“

Und herzlich umarmen sich Papa und Mama. Karl und Fritz wagen sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Ida hebt den schönen Kopf voll wiedergefundenen Trostes: „Gott sei Dank, es giebt ja noch andre nette Offiziere auf der Welt!“ Else giebt der Mama einen Kuß und zeigt ihr nun die Depesche. Trude, die eben mit den Einkäufen heimkommt, geht mit Hermann Hand in Hand, wie mit dem besten Freunde, ins Speisezimmer hinüber, um die Wurst- und Brotpakete auszupacken. Und die Familienlampe verbreitet wieder behagliches Glück und traulichen Frieden über das ganze Millersche Haus.

Die Vermögensverwaltung allein-stehender Frauen.

Nachdruck verboten.

Die alleinstehende Frau genießt vor dem Gesetz größere Rechte in Bezug auf Vermögensverwaltung als die verheiratete. Diesen Rechten aber stehen mancherlei Pflichten gegenüber, die schon von vielen Alleinstehenden zu ihrem größten Schaden vernachlässigt wurden. Ganz gleich, wie hoch die Summe ist, um die es sich handelt, der Besitz verpflichtet unter allen Umständen zu genauer Orientierung über die damit verknüpften Rechts- und Geschäftsverhältnisse. Die hundertfach erhobene Klage über das Unglück der Witwen und Waisen, denen auf die eine oder andre Art ein Vermögen verloren geht, würde nicht so häufig laut werden, wenn nicht eine arge Vernachlässigung dieses wichtigen Punktes vorläge. In glücklichen Tagen scheint die Anstrengung des lästigen Nachdenkens über diese langweiligen Dinge; im Unglück steht man dann später doppelt und dreifach hilflos da.

Es kann natürlich von jungen Mädchen nicht verlangt werden, daß sie alles studieren, was im bürgerlichen Gesetzbuche über Hypotheken, Pfandbriefe und Wechselrecht zu lesen steht. Notwendig aber ist, daß jedes erwachsene Mädchen sich einen klaren Begriff macht von dem, was diese und ähnliche Worte bedeuten, unter welchen Bedingungen ein Staatspapier, eine Obligation, eine Aktie zustande kommen und welche Schwankungen der Verhältnisse des Geldmarktes Einfluß auf sie ausüben. Man muß wissen, was eine Bank unter offenem oder was sie unter geschlossenem Depot versteht, unter welchen Bedingungen man zur Annahme gefaufter Wertpapiere verpflichtet ist u. dergl. m.

Nicht selten werden bedeutende Vermögensverluste darauf zurückgeführt, daß die Besitzerrinnen es verabsäumt haben, die Papiere auch nur anzusehen. Im allgemeinen darf wohl alleinstehenden Frauen der Rat erteilt werden, sich niemals zum Ankauf ausländischer Papiere bereden zu lassen. Es giebt ja Frauen, deren Kenntnis des Börsemarktes weit genug reicht, um ihnen dies aufregende Vergnügen zu gestatten. Sie bilden aber die verschwindende Minderzahl; alle übrigen werden wohl thun, sich an Papiere zu halten, bei denen man, um ein bekanntes Wort anzuwenden, vielleicht „weniger gut essen, aber gut schlafen kann.“

Es giebt wohl wenig Alleinstehende, die nicht unter Umständen Rat bei vertrauenswürdigen Bekannten einholen könnten; aber nichts ist so schwer, als aus Gefälligkeit eine Verantwortung zu übernehmen, die vor dem Gesetz keine Geltung hat. Die alleinstehende Frau wird nicht gern ihren Bekannten mit solchen Anliegen lästig fallen; denn sie muß wissen, daß grade die, die am besten unterrichtet sind, die Größe der Verantwortung am schwersten empfinden. Frauen, die von der Bedeutung solcher Schwierigkeit keine Ahnung haben, fallen leicht in den Fehler rechtshaberischen Besserwissens und schmälern oder verlieren ihren Besitz nicht selten durch eigenen oder fremden Leichtsin.

Solange Belehrung über Vermögensverwaltung noch nicht allgemein zugänglich ist, wird jedes erwachsene Mädchen verpflichtet sein, sie sich von ihren männlichen Angehörigen zeitig genug geben zu lassen. In den vom Berliner Verein „Frauenwohl“, vom Berliner Frauenverein, Dresdener Rechtschutzverein u. s. w. neu eröffneten Auskunftsstellen über Rechtsfragen ist manches Einschlägige zu erfahren. Immer ist zu bedenken, daß es um „wenig Wissen“ auf diesem Gebiete „ein höchst gefährlich Ding“ ist. Viel Wissen hierüber zu erlangen, ist nur wenigen Frauen möglich; Vorsicht und Pflichttreue werden stets das Wesentliche bleiben, was man lernen kann.

Der Stellung zur Vermögensverwaltung verwandt ist diejenige gegenüber dem Staate und der Gemeindeverwaltung. Die Alleinstehende muß sich mit Gerechtigkeitsinn genug wappnen, um nicht der Polizei und Steuerbehörde unnötige Schwierigkeiten zu machen, indem sie „Damenhaftigkeit“ und Salontan auf Lebensgebiete zu übertragen sucht, wo kein Raum dafür vorhanden ist. Je schneller sich Alleinstehende entschließen, alles Geschäftliche rein geschäftlich zu behandeln, desto früher wird die Gesellschaft die Vorurteile überwinden, die noch vielfach gegen sie gehegt werden.

H. v. U.

Allerlei Pilzgerichte.

Nachdruck verboten.

Die Pilze, die es im August in Hülle und Fülle giebt, sind zwar an Nährwert nicht so bedeutend, wie man früher allgemein annahm, sie sind aber doch weit nahrhafter als Blatt- und Wurzelgemüse; denn sie enthalten zwei wichtige Kohlehydrate: Traubenzucker und Mannit (Pilzzucker), sowie reichliche Nährsalze, die den Champignon, den Steinpilz, Pfefferling und die Morchel so wohlschmeckend machen.

Bei der Verwendung frischer Pilze ist Vorsicht anzuraten; bei Regenwetter gesammelte Pilze sind möglichst zu vermeiden, jedenfalls sofort zu verwenden, wie überhaupt die Pilze ein längeres Aufheben nicht vertragen, da sie infolge ihres Wasserreichthums und Gehaltes von Eiweißstoffen leicht in Fäulnis übergehen. Sorgfältiges Reinigen und Putzen ist Hauptbedingung bei allen Pilzen; ebenso muß man sie mit lauwarmem (nicht kaltem!) Wasser gut waschen, um ihnen den leichten Erdgeruch, der ihnen anhaftet, zu nehmen. Mit Ausnahme der Morchel, bei der des Verfahrens notwendig ist, brauchen die Pilze nicht vorher abgekocht zu werden. Wichtig ist eine Beigabe von etwas Zitronensaft, der die Zuträglichkeit der Pilze sehr erhöht, zu empfehlen. Endlich ist noch von einem Aufwärmen von Pilzgerichten entschieden abzuraten.

Champignons auf Kapuziner Art. Große, tadellose Champignons puzt und wäscht man, löst die Stiele ab, höhlt die Köpfe etwas aus und wiegt das ausgelöste Fleisch recht fein. In Butter schmilzt man einige Stückchen rohen Schinken, eine kleine Zwiebel und das nötige Mehl gar, verkocht dies mit halb heißer Sahne, halb Fleischbrühe und streicht die Sauce durch. Sie wird mit etwas Pfeffer und gehackter Petersilie gewürzt und das gewiegte Pilzfleisch in ihr ganz langsam zehn Minuten gedünstet. Indes hat man das Brustfleisch von einigen gebratenen, jungen Tauben gelöst und fein gewiegt. Man mischt es unter die fertige Pilzmasse und füllt mit ihr die ausgehöhlten Champignons. Sie werden nebeneinander in Butter gestellt, mit etwas Fleischbrühe und Zitronensaft überfüllt und im Ofen gargehnt. Man richtet sie in einem Blätterteigrande an und giebt sie als Mittelgericht.

Champignons und Oliven. Man bereitet eine feine Geflügelbraten aus dem losgelösten Fleisch junger Hühner mit Semmelpanade, Eiern, Sahne und Gewürz und füllt damit zwanzig von den Kernen gereinigte Oliven, die man in leichter Bouillon beinahe weich kocht. Zt dieser Zeitpunkt erreicht, so vermischt man die Brühe mit braunem Buttermehl, giebt ein Glas Madeira und etwas Cayenne daran und mischt die Oliven dann mit kleinen, für sich in Butter mit etwas Zitronensaft, Salz und Pfeffer gargehnteten Champignons. Das Gericht wird zierlich angerichtet und mit Scheiben von gedankener Kalbsmilch belegt.

Kruste mit Champignons. Man braucht ein größeres rundes Weißbrot mit glatter Rinde zu diesem Gericht. Die Rinde wird abgerieben, der Boden des Brotes abgeknitten und das Brot alsdann behutsam ausgehöllt und dann innen und außen mit Butter bestrichen. Man röstet es auf einem Roß langsam überall gelbbraun und füllt es nun mit den auf folgende Art zubereiteten Champignons. Man nimmt nur kleine, festgeschlossene Pilze, bereitet sie vor und kocht sie zehn Minuten in reichlich frischer Butter, läßt sie abtropfen, nimmt die Butter von dem so entstandenen Saft ab und schilzt in ihr Mehl gar. Der Champignonsaft wird langsam an die Mehlschwitze gerührt und eine seltige Sauce hergestellt, in der man eine große Messerspitze Fleischextrakt durchkocht und die man mit einigen Eigelb abrührt und mit wenig geriebener Muskatnuß und Cayenne würzt. Die abgetropften Pilze werden in dieser Sauce erhitzt und sofort in das geröstete Brot gefüllt.

Eier mit Champignons. Zehn frische Eier kocht man hart, schält sie, schneidet sie der Länge nach in Hälften und nimmt die Eidotter heraus, die man alsdann mit wenig Butter, etwas Semmelpanade und zwei rohen Eigelb fein rührt. Diese Eiermasse wird mit Salz und wenig Muskatnuß gewürzt und darauf durchgeseiht. Indes hat man eine zwanzig kleine gepuzte Champignons in Würfel geschnitten und in Butter und Zitronensaft gargehnt und dann mit dicker, weißer Sauce vermischt. Die ausgehöhlten Eierhälften werden mit den abgekühlten Champignons gefüllt und nun so viel Eierfarce darüber gestrichen, daß die Eierhälften das Aussehen ganzer Eier erlangen. Die Oberfläche wird mit rohem, verquirltem Ei bestrichen, dann mit Semmel bestreut, mit Butter beträufelt, und die Eier zuletzt bei guter Mittelhitze in einem feuerfesten Porzellangeschirr etwa zehn Minuten gebacken. Diese gefüllten Eier werden in ihrer Backschüssel als belichtes Hors-d'oeuvre serviert.

Gefüllte Steinpilze. Necht gleichmäßig große Steinpilze werden gepuzt, gewaschen und mit einem Gemüsehohrer ausgehöllt. Das Pilzfleisch wiegt man nebst etwas gekochtem Schinken und wenig Petersilie fein, mischt es mit einer guten Semmelpanade, Eigelb, Salz und Pfeffer und füllt mit dieser Farce die Pilze. Man bestreut sie mit Reibbrot, setzt sie in Butter und dünst sie langsam gar. Der Fond wird entfettet, mit brauner Mehlschwitze sämig gemacht, mit Pfeffer und Zitronensaft geschärft und über die pyramidenförmig angerichteten Pilze gefüllt.

Heberkrustete Steinpilze. Die vorgerichteten Pilze werden in Scheiben geschnitten und in Butter mit einigen gehackten Zwiebeln gargehnt, worauf man ihren Saft mit weißer Kratfsauce sämig macht, noch etwas süße Sahne ausfüllt und als Würze gewiegte Petersilie anfügt. Die abgetropften Pilzscheiben werden mit der Sauce vermischt, in eine Schüssel aus feuerfestem Porzellan gefüllt, mit Käse dick bestreut und bei Oberhitze gebräunt. Man giebt sie als Beigabe zu gebräuntem Kalbsfleisch oder zu anderen gerösteten Fleischschnitten.

Schneidende Steinpilzspeise. Gepuzte Steinpilze werden in Scheiben geteilt und in Butter mit wenig Salz, Pfeffer, Petersilie und Zitronensaft weich gedünstet. Sechs Eigelb vermischt man mit 80 g Mehl und ¼ Liter Sahne, rührt dies über dem Feuer, bis es eine dicke Masse geworden, und läßt diese abkühlen. Dann giebt man 60 g Krebsbutter, zwei Eigelb, Salz und wenig Muskatblüte unter den Teig und zieht endlich den steifen Schaum von fünf Eigelb darunter. Man thut die Hälfte des Teiges in eine ausgefräute Backform, füllt die Pilzscheiben hinein, breitet den Rest des Teiges darüber und bäckt das Gericht 20 bis 25 Minuten im Ofen. Es wird in der Form aufgetragen und mit gedankenen Schinken schnitten serviert.

Krusteln von Pfefferlingen. Man puzt die Pfefferlinge gut, kocht sie in leichter Fleischbrühe und wiegt sie dann fein. Alsdann bereitet man eine dicke, braune Kratfsauce, die man mit einigen Eigelb abzieht, mit wenig gehackter Petersilie würzt und unter die Pilze mischt, denen man alsdann so viel geriebene Semmel zuetzt, bis man kleine Rollen davon formen kann. Man wendet diese erst in Eiweiß, dann in Semmelkrumen, darauf in zerquirltem Eigelb und nochmals in Reibbrot, bäckt sie in Backfett goldbraun und richtet sie erhöht an, worauf man sie mit ausgezackten Scheiben erhitzter Franz-Ventos-Zunge umgiebt.

Morcheln mit Hühnerfüße. Die möglichst gleichmäßig großen Morcheln werden sorgfältig gereinigt, damit kein Sand zurückbleibt, abgekocht und dann in leichter Bouillon beinahe weich gedämpft, worauf man die Stiele entfernt und die Morcheln ausgehöllt. Indes hat man das Brustfleisch eines gebratenen Huhnes abgelöst, fein gewiegt und mit Wachsmehlsauce vermischt, heiß gerührt und durch ein Sieb gestrichen. Dies Hühnerpüree wird mit einer Messerspitze Fleischextrakt und einem Stückchen Butter heiß gerührt, in die Morcheln gefüllt, die man alsdann in brauner Kratfsauce noch eine kleine Weile dünst.

£. S.

Für den Nutzgarten.

Nachdruck verboten.

Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren.

Von allen Fruchtsträuchern macht die Johannisbeere die wenigsten Ansprüche. Selbst im Schatten hoher Bäume oder Gebäude bringt sie noch sicher, allerdings etwas saure Früchte. Da die Johannisbeeren zur Weinbereitung benutzt werden, pflanzt man sie manchmal als Unterholz in den Obstplantagen und giebt ihnen hier 1,20 Meter Entfernung. Bei größeren Anpflanzungen soll man aber stets sehr vorsichtig sein und sich vorher über die Abzählungen orientieren, sonst kann man leicht unerkauflische Ernten haben; denn der Versand auf weitere Entfernungen ist nicht möglich, und die Verarbeitung zu Wein bleibt immerhin beschränkt, weil es nicht gelingt einen leichten Wein aus den Beeren herzustellen und einen großen Verbrauch desselben herbeizuführen. Johannisbeerenwein hat den meisten Wert, wenn er im eigenen Haushalt gekeltert ist. Es genügt im Garten schon eine beschränkte Zahl Sträucher, um hinreichend Wein herstellen zu können.

Im Garten pflanzt man die Johannisbeere ebenfalls 1,20 Meter weit. Die Pflanzung geschieht immer im Herbst, und die Anzucht der Pflanzen kann im eigenen Garten geschehen. Die Johannisbeere wächst sehr leicht aus Trieben, die man im Herbst und Winter schneidet. Es werden nur junge, kräftige, einjährige Reuten benutzt; diese 40 bis 50 cm lang geschnitten, zusammengebündelt in der Erde überwintert und in den ersten Frühlingstagen bis nahezu an die Spitze ein wenig schräg unter Beigabe guter Erde in den frischgegrabenen Boden gesteckt.

Interessanter ist die Zucht von hochstämmigen Johannisbeeren. In den Handelsgärtnereien werden sie zumeist durch Vererbung auf Ribes aureum (Goldjohannisbeere) gewonnen. Solche Stämme haben aber nur ein beschränktes Alter, sie werden außerdem durch die vielen Wildtriebe, die die Unterlage treibt, lästig. Wenn man bei der Anzucht der Hochstämme aus Stecklingen nicht vorsichtig zu Werke geht, so hat man allerdings auch von Wildtrieben zu leiden. Das ist aber nicht der Fall, sobald man an den Stecklingen, soweit sie in den Boden kommen, und noch etwas darüber hinaus die Augen abschneidet. Die Stecklinge für die Hochstämme werden Anfang September geschnitten. Man nimmt recht lange, gerade Schößlinge dazu und steckt sie gleich. Bis zum Winter findet bei gehöriger Feuchtigkeit noch eine Verwurzelung statt.

Wir besitzen eine ziemlich große Zahl von Johannisbeersorten. Die beste weiße Johannisbeere ist die Weisses Werderscha. Sie eignet sich vorwiegend für leichten Boden. Von den roten zeichnet sich die Rote Holländische, die auch als Gopperts Kirschjohannisbeere bezeichnet wird, besonders aus. Die so viel gepriesene neue Pays Neus Frühe Rote hat zwar sehr große Trauben und große Beeren, ist aber recht sauer. Den aromatischeren Wein geben die schwarzen Johannisbeeren; von ihnen ist Lees Reichtragende am empfehlenswertesten. Büsche wie Stämmchen wollen nicht viel geschnitten sein. Im Herbst schneidet man nur das zu dicht stehende, alte Holz fort, sonst nichts, und giebt dann jedem Strauch einige Finger flüssiger Koahe, die mit Wasser vermischt ist. Alte, verwahrloste Sträucher erholen sich danach auch bald, bringen wenigstens im nächsten Sommer schon kräftige Triebe.

Stachelbeeren verlangen besseren und feuchteren Boden als Johannisbeeren. Man pflanzt sie ebensoweit, düngt und pflegt sie auch ähnlich. Besonders gut ist den ershöpften Sträuchern die Düngung nach der Ernte. Die Anzucht der Stachelbeeren ist nicht so leicht. Stecklinge bewurzeln sich schlecht. Man muß im Frühjahr Zweige zur Erde niederbiegen, sie so weit mit Erde bedecken, daß nur die Spitzen heraussehen, und die Erde feucht halten, damit die Zweige im Boden Wurzeln bilden. Wo kleine Wunden vorhanden sind, bilden sich die Wurzeln am schnellsten. Die bewurzelten Zweige werden im Herbst abgeknitten und in guten Boden verpflanzt. Hochstämme lassen sich nur mittelst der Goldjohannisbeere ziehen. Es werden davon Stämme um einen eblen Busch im Herbst herumgepflanzt und im Frühjahr Zweige von der Stachelbeere an die Johannisbeeren „angehängelt“, d. h. man schneidet von beiden einen Teil der Rinde fort, legt die entblößten Stellen aufeinander, verbindet sie und läßt sie bis zum Spätsommer ungetört. Die Verwachsung hat bis dahin stattgefunden, und der edle Trieb wird nun vom Mutterstod getrennt. Wenn beide Arten der Vermehrung zu unständlich sind, der erhält durch Ausaat der Samen von recht großen Früchten auch leiblich großfrüchtige Sorten, die den Vorteil größerer Widerstandsfähigkeit gegen trockenes Wetter haben.

Die Zucht großer Stachelbeeren ist in England zu einem wahren Sport geworden. In Deutschland hat die Sorte London Banks ein Gewicht bis zu 40 g erzielt. Andre große, gute Stachelbeeren sind Two to one, Golden crown, Jellow Lion, Frühste von Neuwied; letztere ist noch neu. Sie zeichnet sich durch Frühzeitigkeit aus. Neu sind ferner die sogenannten stachellosen Stachelbeeren. Ganz stachellos sind sie zwar nicht; es wird aber gewiß noch gelingen, sie durch fortgesetzte Züchtungen ebenso unbewehrt zu machen, wie die Johannisbeere.

Himbeeren lieben gleichfalls feuchten, guten Boden. Man kann sie einzeln pflanzen, mit 1 Meter Entfernung und jedem Busch einen Pfahl geben; man kann sie auch reihenweise pflanzen, mit 60 cm in den Reihen, und die Reihen unter sich mit 120 cm Abstand. Es wird dann Draht gezogen und an Pfählen gepart. Die Pflanzung geschieht im Herbst; dabei findet ein scharfer Rückschnitt statt. Es bleibt höchstens ¼ bis ½ der Triebelänge stehen. Himbeeren müssen immer von unten Triebe hervorbringen, die alten, die einmal getragen haben, tragen nicht wieder und sind jedesmal nach der Ernte zu entfernen, damit die neuen Luft bekommen und ausreifen können. Im Frühjahr werden diese an den Pfahl oder den Draht gebunden und dort, wo sie sehr üppig sind, noch im Bogen niedergebunden; denn je länger die Triebe bleiben, desto mehr Früchte bringen sie. Allerdings dürfen nicht alle jungen Triebe bleiben. Bei der Entfernung des alten Holzes werden die schwachen und auch starken, sobald mehr als fünf bis sechs am Stock sind, am Boden abgeschnitten. Bei dichtem Stand schädigt der Frost leicht, und es fehlt im Frühjahr an Platz zu ihrer Entwicklung.

Es giebt Himbeeren, die zweimal im Jahre tragen, doch sind sie, weil die erste Ernte nicht so reich ist wie bei den einmaltragenden und weil die zweite häufig infolge ungenügsamer Witterung nicht reift, weniger empfehlenswert. Für größere Pflanzungen sind Fastolf, Herrenhauser Frühe Rote und Marlborough am empfehlenswertesten. Schaffers Colossal macht wenig Ausläufer und hat große Früchte, doch stehen diese im Geschmack den zuerstgenannten nach. Zweimaltragende Himbeeren sind: Billards Immertragende, Neue gelbe Merville und Neue Fastolf. Sehr empfohlen wird auch Childs neue japanische Weinbeere, doch ist sie fast mehr ein Ziertraud.

Während Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren in jedem Nutzgarten zu finden sind, trifft man Brombeeren seltener an. Wir betrachten sie mit einer gewissen Geringschätzung, weil wir Brombeeren auch in Wald und Feld finden; und doch sind die edlen Brombeeren für den Garten sehr empfehlenswert. Sie liefern bei guter Pflege während der Fruchtentwicklung große Ernten und schmackhafte Früchte, die roh vorzüglich aussehen und ein Schmelz des Liches sind. Zu Marmelade und Wein können sie auch verwendet werden; besonders zu ersterer sind sie wie die andern Beerenfrüchte vortrefflich geeignet.

Brombeeren wachsen auf trockenem und weniger trockenem Boden. Man muß die Pflanzen beim Segen im Herbst nur stark zurückschneiden, damit sie starken Wuchs bekommen. Die Brombeeren können in ähnlicher Weise wie Himbeeren gepflanzt werden. Wo man sie reihenweise pflanzen will, bilden sie später ein unurchringliches Dickicht. Man kann sie also auch als Schutzwehr benutzen, doch empfiehlt es sich nicht, mehrere Reihen nebeneinander zu legen. Viel Sträucher braucht man überhaupt nicht zu pflanzen; fünf bis sechs mit einem Abstand von 2 bis 3 Meter bringen hinreichend Früchte. Brombeeren lassen sich auch für Böschungen benutzen, und da sind die rankenden Arten die besten. Aufrechten Wuchs haben: Dorchester mit dunkelblauen, sehr großen Früchten, Ritkotiny, Lawton und Mammouth. Doch machen sie 2 bis 3 und mehr Meter lange Triebe, die dann angebunden werden wollen.

R. Betten.

Röslein, wann blühst du auf?

Gedicht von Julius Wolff.

Edwin Schulz.

Im Volkston, nicht zu langsam.

p *cresc.*

Zweistimmig.

1. Es wuchs an ei = nem Ro = sen = baum ein Knösp = lein auf im Gar = ten, und wer es sah, der konn = te kaum der
 2. Kam auch ein blon = des Mäg = de = lein und naht' dem Ro = sen = fin = de, ob sie's im war = men Son = nen = schein noch
 3. Den näch = sten Tag mit treu = em Sinn brach's ab ein E = del = kna = be und trug's dem lie = ben Mäd = chen hin als

Klavier.

dim. *mf*

1. Ro = se Blüh'n er = war = ten, der Ro = se Blüh'n er = war = ten. Gold = kä = fer kam — ge = flo = = gen, schwirrt'
 2. nicht er = schlof = sen fin = de, noch nicht er = schlof = sen fin = de. Mit ih = ren ro = ten Lip = = pen that
 3. fri = sche Mor = gen = ga = be, als fri = sche Mor = gen = ga = be. Rös = lein und der's ge = nom = = men, war'n

cresc. ten. *p*

1. rund — her = um im Bo = gen: Rös = lein —, Rös = lein, Rös = lein, wann blüht du auf —?
 2. sie — dar = an auch nip = pen: Rös = lein —, Rös = lein, Rös = lein, wann blüht du auf —?
 3. bei = de da will = kom = men: Rös = lein —, Rös = lein, Rös = lein, wie blüht du auf —!

p *cresc.* *f* *V. 1 u. 2.* *f* *V. 3.* *f*

1—2. Rös = lein, Rös = lein, wann —, wann blüht du auf?
 3. Rös = lein, Rös = lein, wie —, wie blüht du auf!

Bücherschau.

„Einsame Frauen.“ Von Frida Frein von Bülow. Berlin, F. Fontane u. Co. 3 M. — Die ernstigen Fragen der Frauenbewegung drücken diesen aus den Stürmen und Kämpfen der Zeit herausgeborenen Erzählungen den Stempel auf. Frei von aufdringlicher Tendenz, regen sie beide Geschlechter in ernster Sprache an.

„Onkel Klemens.“ Von Irma v. Troll-Borostyáni. Erfurt, E. Moos. Geb. 2 M. — Der Titelheld der anspruchslosen Erzählung ist ein schlichter Landarzt, dem in der Liebe seiner Nichte, eines ernstigen Mädchens, der Lohn für seine lautere Gesinnung zu teil wird. Die beiden sympathischen Gestalten sind mit Wärme gezeichnet und erwecken Interesse.

„Maximum.“ Von Ossip Schubin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 6 M. — Der Roman, dessen Schauplatz Monte Carlo ist, giebt in der Gestalt des Helden ein Meisterstück erschütternder Seelenmalerei, in welcher seine Beobachtungsgabe, intime Kenntnis des menschlichen Herzens und vornehme Gesinnung sich zu vollendeter Charakterzeichnung erheben.

„Schweden.“ Von L. Passarge. Berlin, F. Fontane u. Co. 5 M. — Der Verfasser will die Aufmerksamkeit auf Landschaften lenken, die dem großen Publikum unverbiedener Weise noch unbekannt sind, nämlich auf das nördliche Schweden und Lappland. Er ist ein

überzeugender und verführerischer Anwalt seiner Sache. Dem Reisenden in Nordschweden wird das Buch daher ein willkommener Wegweiser sein.

„Wohin? Ein praktischer Ratgeber für Reiselustige.“ Von Anny Wotke. Leipzig, Adolf Mahn. 2 M. — Das vorliegende, hübsch ausgestattete Buch, das jetzt in dritter Auflage erschienen ist, wird vielen Reiselustigen ein erwünschter Ratgeber sein, um so mehr, als es neben allem Wissenswertem auch noch recht interessante Schilderungen und Illustrationen bietet.

„Auf dem Rade.“ Von Dr. Placzek. Berlin, Trautwein'sche Buchhandlung. — Die zeitgemäße kleine Schrift bringt Eindrücke und Erfahrungen, gesammelt auf Wanderfahrten durch den Schwarzwald, Oberbayern, Tirol, die Schweiz und Oberitalien. Die praktischen Winke dürften in Radfahrerkreisen Interesse und Beifall finden.

„Im Kampf des Lebens.“ Lyrische Anthologie von G. Velschner. Geb. 3,50 M. Stuttgart, W. Kohlhammer. — Das Buch ist streng nach sittlichen Gesichtspunkten zusammengestellt.

„Erwerbsmöglichkeit für Frauen.“ Von Elisa Schen-haeuser. Berlin, Franz Eberhard u. Co. 2,60 M. — Ein wertvolles Nachschlagewerk für erwerbende Frauen in Angelegenheiten der Vorbildung, Anstellung und Selbstthätigkeit. Es führt, trotzdem die Handwerkerin, Unternehmerin u. s. w. summarisch behandelt werden, nicht weniger als 140 Einzelberufe auf, enthält interessante statistische Tabellen und eine Menge handels- und steuerrechtlicher Ver-

lehrungen, sowie ein dankenswertes Adressenmaterial, darunter einen ausführlichen Nachweis von Wohlfahrtseinrichtungen.

„Das Recht der Frau.“ Von Hermann Jastrow. Berlin, Otto Liebmann. Geb. 2,80 M. — Das vorliegende Buch stellt die den Frauen nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch zustehenden Rechte in sachgemäßer Weise dar. In den siebenzig Kapiteln dürfte kaum ein Gegenstand unberührt geblieben sein, der die Frau interessiert. Besonders dankenswert ist des Verfassers Verfahren, verwickelte Rechts-sätze mit einem einleuchtenden Beispiel zu erklären. Als belehrender Wegweiser wird das fesselnde Buch gewiß vielen willkommen sein.

„Handbuch der Gesellschaftsspiele.“ Von Ludwig von Alvensleben. Weimar, B. F. Voigt. 3 M. — Das Buch enthält eine Zusammenstellung von Spielen im Freien und im Zimmer, Gedächtnis-, Pfänderspielen u. s. w. und ist für lebensfrohe Familien bestimmt, in denen Munterkeit und Scherz, verbunden mit Anstand und Sitte, gepflegt wird. Das kleine Werk liegt bereits in neunter Auflage vor; diese letzte ist von G. Polz herausgegeben.

„Das ABC der Küche.“ Von Hedwig Heyl. Berlin, Karl Habel. 4. Aufl. Geb. 9 M. — Der stattliche, tausend Seiten starke Band ist ein wertvoller Ratgeber für unkundige, sowie auch für erfahrene Hausfrauen. Mit dem Erlernen der besten Zubereitung der Speisen geht eine Einführung in die Kunst, mit dem Wirtschaftsgelde zu rechnen, zusammen, was ebenso wie die Angabe über die Verwendung der Reste für die meisten Hausfrauen von großem Wert ist.

Pariser Toiletten.

(Hierzu Fig. 1 und 2.)

Von den verschiedenen, noch für den Hochsommer geeigneten Kostümen lassen sich die beiden folgenden, für Promenaden und ländliche Ausflüge bestimmten, sehr geschmackvollen Toiletten in anderer Zusammenstellung auch vortrefflich für Herbstkostüme verwenden.

Fig. 1 zeigt eine sehr hübsche Promenadetoilette. Es ist zu ihr erbsgelber Tuchstoff, zu Krage, Weste und Aufschläge weißer Moiré, zu den durchsteppten Besatzstreifen weißes Tuch verwendet. Der glatte Rock ist am Rande mehrmals mit Seide durchsteppt. Die anschließende Jackettaile hat, wie die kleine Rückansicht zeigt, hinten einen kurzen, pattenartig geschlitten, vorn abgerundeten Schoß, der mit einem durchsteppten Tuchstreifen begrenzt ist. Vorn legt sich die Taille in breiten, mit Moiré bedeckten und mit Tuchstreifen umrandeten Aufschlägen um. Die anschließende, mit spitzer Schneppe gearbeitete Weste ist durch kleine Perlmutterknöpfe geschlossen. Den Stehfragen ziert vorn eine kleine Krawattenschleife; hinten wird er durch einen breiten, stark geschweiften Medicistragen gedeckt, der außen mit gelbem Tuch, innen mit Moiré bekleidet ist. Die einfachen Keulenärmel sind manschettenartig mit weißen Tuchstreifen garniert.

Den runden Hut aus weißem Strohgeflecht mit gerader Krempe schmücken flotte, hochstehende Schleifen aus gelbem Moiréband und zu vollen Tuffs geordnete weiße Nelken, um die sich ein gleiches Bandende windet.

Recht chic ist auch die für Ausflüge aufs Land geeignete Toilette in Fig. 2. Sie besteht aus weißem, rotgepunktetem Piqué und ist mit roter Soutache verziert. Auf dem Rock ist die Soutache in zwei Gruppen von je vier Reihen aufgesetzt, wobei die oberste Reihe jeder Gruppe in kleine Schlingen genäht ist. Vorn reicht der Besatz fast bis an den Rocksaum, hinten steigt er etwa bis zur Hälfte des Rockes empor. Die blusenartige, unten mit Knebeln geschlossene Taille wird durch einen roten Gürtel mit elegantem Bronzeschloß zusammengehalten, der den Ansatz eines kleinen, mit Soutache besetzten Schoßes deckt. Hinten in der Mitte, sowie vorn zu beiden Seiten sind an der Taille, die sich mit breiten Aufschlägen über einem Chemisett mit Krawatte öffnet, Ornamente von roter Soutacheverchnürung angebracht. Aufschläge und Umlegefragen, die aus glattem, weißem Piqué bestehen, sind, wie die Abbildung zeigt, linienartig mit Soutache verziert. Ueber die obere Seite der Keulenärmel zieht sich in vertikaler Richtung eine mit dem Taillenschmuck harmonisierende Soutachierung.

Zur Garnitur des eleganten runden Hütchens aus rotem Phantasegeflecht sind rote Flügel und weiße Gazepuffen in wirksamster Weise verwendet worden.

Bezugquellen: Paris, Mme. Gradoz-Angenault, 67 rue de Provence; Fig. 1; Mme. Moulines Rottner, 1 Cité Retiro; Fig. 2.



Fig. 1.



Fig. 2.

Reuniontoilette für junge Frauen.

(Hierzu Titelbild S. 377.)

Zu der elfenbeinfarbenen, indischen Seide, aus der diese elegante Toilette besteht, bildet das leuchtende Goldorange des Gürtels, Stehkragens und der Schleifen einen reizvollen Gegenatz; dieser wird noch erhöht durch das gleichfarbige Seidenband, das durch die bezanzigten Guipüreeinsätze schimmert, mit der die Toilette reich geziert ist. Der plissierte Rock ist vorn dreimal in je drei Reihen mit Band und Einsatz, die auf glatten Seidenteilen ruhen, garniert und zwischen diesen Gruppen vom Gürtel aus pattenartig in derselben Weise besetzt. Die seidene Bluse ist oben mit krausen Puffen, bandunterlegtem Einsatz und einem Spitzenbolant garniert, der den Ansatz eines mit einer gleichen Spitzenfrisur begrenzten kragenartigen Garniturteils deckt. Eine breite, eingekräuselte Spitze garniert fächerartig den untern Teil der Taille. Den faltigen Stehkragen begrenzt hinten eine überfallende Spitzenkrause. Die Ärmel sind in Quersalten gezogen und auf dem Oberarm in schräger Richtung mit Einsatz und Band geschmückt. — Das Kleid läßt sich auch einfacher aus indischem Musselin, sowie aus leichtem, weißem Wollenstoff ausführen und ist dann vortrefflich für junge Mädchen geeignet.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Frä. Dr. jur. Marie Popelin, unter deren Leitung in der Zeit vom 4. bis 7. August dieses Jahres ein allgemeiner Frauenkongreß in Brüssel tagte, hat ihre Rechtsstudien in Belgien mit Erlangung des Doktorgrades absolviert.



Dr. Marie Popelin (Brüssel).

Als sie sich hierauf in Brüssel um Zulassung zur Advokatur bewarb, wurde sie abgewiesen, „weil Frauen für den juristischen Beruf nicht geeignet seien“. Einen gegen diesen Entschluß angestrebten Prozeß verlor sie. Nunmehr eröffnete sie im Jahre 1889 ein Rechtsbureau in Brüssel und begründete den Verein „Droit des Femmes“ und dessen Organ „La Ligue“, das sie auch redigiert. Ihre juristischen Artikel für dieses wie für andre angesehenen Blätter zeichnen sich durch Klarheit und Sachlichkeit aus. — An dem diesjährigen Brüsseler Kongreß nahmen aus Deutschland die Frauen Jeannette Scherwin, Marie Stritt, Mina Morgenstern und Minna Gauer, sowie je drei bis vier Vertreterinnen aus England, Frankreich, Holland und Rußland teil.

— Die allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen zählt jetzt 3069 Mitglieder. Das Vermögen beläuft sich auf 5 786 449 M. Insgesamt beziehen zur Zeit 487 Pensionsrinnen Renten in Gesamthöhe von 139 891 M. Gesuche um Aufnahme in die Pensionsanstalt sind an die Direktion des Centralverwaltungsausschusses z. B. des Ministerialdirektors Dr. Kügler (Berlin W., Behrenstr. 72) zu richten.

— Die Vorlesungen der Universität Berlin wurden im Sommersemester 1896 von 39 und im Wintersemester 1896/97 von 95 Frauen besucht. Ein besonders günstiges Zeichen für den Eifer der Hörerinnen war ihre rege Teilnahme an den wissenschaftlichen Seminaren. An den Übungen über altchristliche Kunst beteiligten sich drei Damen, darunter eine Lehrerin für Kunstgeschichte aus Amerika. Zwei andre Amerikanerinnen beschäftigten sich mit gutem Erfolg in Prof. Wagners staatswissenschaftlichem Seminar. Auch der Nationalökonom Prof. Sering hatte zwei Damen unter seinen Seminararisten. In das germanische Seminar des Prof. Erich Schmidt wurde ausnahmsweise eine Dame, eine Russin, auf Grund ihrer ausgezeichneten Berner Dissertation und ihrer vorzüglichen Referate aufgenommen. An den neufranzösischen Übungen des romanischen Seminars beteiligten sich sechs Damen. In dem physiologischen Institut setzte Frä. Else Röttgen in der physikalischen Abteilung ihre erfolgreichen Forschungen über den Schuppaport fort; Frä. Harimann und Frä. Krüger bildeten sich in der mikroskopisch-biologischen Abteilung im Zeichnen mikroskopischer Präparate aus; Frau Anna Matzschke und Frä. v. Zglindica endlich lieferten Zeichnungen für Schriften der Zoologen und für die Schaulammlung.

— An der Universität Jena werden Frauen von der philosophischen Fakultät seit dem letzten Winter als ordentliche Zuhörerinnen zugelassen. — An der Universität Königsberg i. P. nehmen jetzt acht Damen an den Vorlesungen teil. Es sind Lehrerinnen, die bei Prof. Erler Reformationsgeschichte hören. — Auch an der Universität Erlangen haben sich zwei Volksschullehrerinnen und eine Sprachlehrerin aus Nürnberg als erste weibliche Zuhörer einschreiben lassen.

— Das Mädchengymnasium in Wien eröffnet im Oktober bereits die sechste und letzte Klasse, nach deren Abschließung die jungen Damen sich der Maturitätsprüfung für die Univerfität unterziehen werden. In Oesterreich werden Studentinnen bekanntlich jetzt in der philosophischen Fakultät als ordentliche Hörerinnen zugelassen. Anmeldungen zum Besuch der Wiener gymnasialen Mädchenschule sind an den Verein für erweiterte Frauenbildung (Wien I, Wipplingerstr. 8) zu richten.

— Eleonore Duse gastierte in diesem Sommer im Renaissance-theater zu Paris, und der Erfolg, den die große italienische Bühnenkünstlerin mit ihrem ergreifenden, natürlichen Spiel auch in Paris erntete, steigerte sich von Vorstellung zu Vorstellung. Sarah Bernhardt konnte die glänzenden Triumphe der Duse als „Magda“ in Sudermanns „Heimat“, als „Frau des Claudius“, in der „Sizilianischen Bauernehe“ und als „Kameliedame“ nicht mit ansehen und reiste nach London ab. In der That ist eine fremde Künstlerin in Paris noch nicht derart gefeiert worden, wie jetzt die Duse.

— Bei dem internationalen Damenschachturnier, das im Juli in London veranstaltet wurde, erhielt Miß Rudge, die von 19 Partien keine verlor, nur eine remis machte und 18 gewann, den ersten Preis (60 Lstr.). Die Siegerin dürfte nach diesem glänzenden Ausgang sich demnächst wohl mit Erfolg an einem internationalen Meisterturnier beteiligen.

— Frauen sind im Apothekerberuf in den Niederlanden bereits seit 1867 thätig. Gegenwärtig giebt es dort 600 weibliche Pharmazeuten neben ebensovielen männlichen; die Urteile über die Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit der Apothekerinnen lauten durchweg sehr günstig.

— Totenschau. In Kolberg starb Frau Pastor Luise Heider, die einzige Tochter Joachim Nettelbeds. In Graz Frau Maria Potpeschnigg, Tochter Karl von Holteis. In Krakau die berühmte polnische Tragödin Antonie Hoffmann. In London die Mathematikerin Miß Alice Joseph; ferner die bekannte englische Romanistikerin Mrs. Margaret Oliphant, geb. Wilson, Verfasserin der Romane „Passages in the life of Mrs. Margaret Maitland of Sunnyside“, „A rose in June“, „Carita“, „Joyce“ u. s. w., sowie zahlreicher wertvoller historischer und biographischer Schriften. In Rom die durch ihre große Mildthätigkeit bekannte Donna Maria Ajjunta de Braganza, eine Tochter Don Wiguels von Braganza. In Abbaye du Quartier bei Courtrivron die als Mitglied des Théâtre français einst so gefeierte französische Schauspielerin Arnould-Lefevre.

Logogriph.

Wenn du mit „l“ es sprichst, erseht das Land, Wo Wunder schuf der Weisheit und die Dichtung; Sprichst du's mit „k“, ein Name wird genannt, Der gleichbedeutend stets war mit Vernichtung.

R. S.

Rätselfrage.

Welcher Stein hat zwei Stimmen?

Englische Scherzfrage.

What fish have their eyes closest together?

Auflösung des Scherzrätsels Seite 363.

Mandarin (die „Porte“ und ein „Mann darin“).

Auflösung der Städterätsel Seite 363.

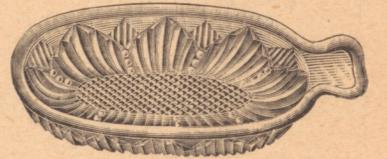
1. Lindau — Landau. 2. Kiew — Kiel. 3. Altenburg — Altenberg.

Auflösung der französischen Charade Seite 363.

Osiris (os, iris).

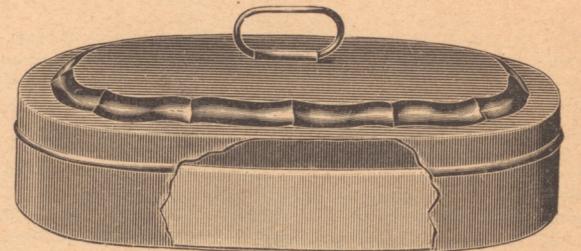
Wirtschaftsplaudereien.

Die nachstehend abgebildete neue Reibeschale aus Glas ist mit einem kleinen Griff versehen und hat in ihrer Mitte, der Länge nach, eine gleichfalls aus Glas bestehende, gezahnte Reibefläche. Ein solches Reibinstrument aus Glas ist selbstverständlich den metallenen Reibeisen an Sauberkeit weit überlegen, und eine Abnutzung der gläsernen Reibefläche tritt ebenfalls nicht ein. Das praktische, kleine Küchengerät läßt sich sowohl zum Zerreiben von Parmesantäse, Gewürzen und Früchten, wie von Semmel, Schokolade u. s. w. mit bestem Erfolg verwenden. Die neue Reibeschale wird in zwei Größen gefertigt und zwar für Käse und Gewürz 19 cm lang, Preis 60 Pf.; für Früchte u. s. w. 23 cm lang, Preis 1 M.



Gläserne Reibeschale.

Gebäckkasten mit Steinguteinsatz. Zum Aufbewahren von Brot, Kuchen und andern Backwerk dient ein neuer Gebäckkasten, der einen herausnehmbaren Einsatz von weißem Steingut hat. Der Einsatz nimmt



Gebäckkasten mit Steinguteinsatz.

den ganzen Innenraum ein, wie dies unsre Abbildung, auf der ein Teil der Vorderwand des Kastens ausgeschnitten erscheint, auch erkennen läßt. Da das Gebäck ausschließlich in Steingut aufbewahrt wird, so hält es sich länger frisch und läßt sich sauberer halten als in den metallenen Behältern. Der Gebäckkasten ist außen elegant nußbaumfarben lackiert und ist 49 cm lang, 25 cm breit, 13 cm hoch. Preis 7,50 M. (Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)